EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Der Krokodill;

oder:

die letzten Schicksale der Menschen und Staaten.

Eine

prophetisch-romantische Vision

vom Verfasser des

Napolion Bonaparte und das französische Volk.

Aus den Zeichen der Zeit und ihrem Spiegel – der Weltgeschichte.

Erster Band.

London, 1806.

Qui potest capere, capiat.

Eingang.

Nur der ein gutes Herz mit thätigem Willen verbindet, verdient die Bekanntschaft der Wissenschaften, denn er wird seine Kenntnisse zum Wohl der Menschheit brauchen.

Die Weisheit ist der Sonne ähnlich; sie erwärmt jeden Sterblichen, und leuchtet überall. Doch um die

Wonne ihrer Wärme zu fühlen, wird eine Organisation des Körpers erfodert, die dem Grade ihrer Wärme angemessen ist. Der böse Mensch ist nicht würdig, die Wege zu kennen, durch die die Kunst zum Glücke führt, denn was Segen der Menschheit in der Natur ist, würde bey ihm Fluch der Welt werden.

Die wohlriechenden Blumen duften vergebens für den, der keinen Geruch hat, und die Brosamen, die von der Tafel der Gottheit fallen, sind nicht für die Schweine, die im Kothe wühlen.

Es ist ein gewisser Grundsatz in der Natur, daß das heilsamste Kraut durch Mangel der Kenntniß seiner Kräfte zu Gift wird; und es liegt in der Natur der Mücke, daß sie sich an der Flamme verbrennt, weil sie ihre Wirkung nicht kennt.

Die Geheimnisse der Natur kann kein Mensch dem andern vollkommen kennen lehren: die Natur selbst ist die Priesterin, und weihet den in ihr Heiligthum ein, der sie gesucht hat, und der ihrer würdig ist.

Der, welcher einige Kenntniß be-

sitzt, kann dem andern, der sie wissen möchte, nur den Weg zu denselben zeigen, gehen muß der Lehrling selbst.

Hat der Lehrling krumme Beine und hinkt, so ist es nicht die Schuld des Lehrers; auch ist es nicht seine Schuld, wenn der Lehrling schielt, oder einäugig ist, oder, wenn er immer seine Augen aufwärts hebt, und die schönen Sachen nicht sieht, die zunächst an ihm sind. Auch ist es nicht des Lehrers Schuld, wenn der Lehrling stolpert; denn der Lehrer warnt: langsam zu gehen.

Uebereilet nichts! — der Natur größte Geheimnisse sind am nächsten bey uns, und ruhiges Forschen findet sie eher, als schnelles Ueberblicken.

Nicht jeder Mensch ist der Ehre würdig, den Tempel der Weisheit zu besuchen. Auch hat die Gottheit alles so weise eingerichtet, daß der Böse sie nicht hintergehen kann. Der Vogel lebt in der Luft; der Fisch im Wasser; der Mensch auf der Erde. Jedes Element fodert eine gewisse Organisation des Geschöpfs, das in demselben lebt: so fodert auch der

Tempel der Weisheit eine gewisse Organisation des Weisen, die der Sphäre angemessen ist, in der er leben will.

Wer den Geheimnissen der Natur nachspüren will, der studire ihr großes Buch, dieses Buch ist die Natur. Glücklich, der die Buchstaben kennt, mit welchen dieses Buch geschrieben ist; noch glücklicher der, der buchstabiren kann; und am glücklichsten der, der darin zu lesen weiß. Lies in diesem Buche — lies mit dem Auge deiner Seele. Dieses Auge ist Beobachtung.

Das Auge deiner Seele muß heiter seyn. Diese Heiterkeit erlangt man durch die Ruhe der Leidenschaften. Nur in der reinen Quelle siehst du das Bild der Sonne; trübe ist ihr Licht in Bächen, die stürmend dahinrollen, oder wo Schlamm und Moos aus dem Grunde das Wasser trüben. So verhält es sich eben mit der Weisheit.

Wachs zerschmelzt beym Feuer; und dürres Holz verbrennt; was nicht schmelzen und brennen will, muß mehr als Wachs und Holz seyn.

Selbstdenken ist einer der richtigsten Wege. Wer selbst denkt, ist weit über den erhaben, der nur andern nachdenkt.

Man muß selbst denken, nicht andern nachdenken; selbst suchen, und nicht die Zeit mit Angaffen vertändeln, was andere erfunden haben.

Lesen ist gut, aber Selbstdenken ist besser.

Wer lesen will, der lese mit Gleichgültigkeit und kaltem Blute. Er reinige seine Seele von Vorur=

theilen des Ansehns, sey gelassen und verwerfe nichts. Vor allem hüte sich der Mensch vor Stolze.

Der Stolz ist ein Gräuel in den Augen der Weisheit. Der Stolz hat den Menschen von den Wegen der Wahrheit entfernt, und hinderte ihm den Zutritt in den Tempel der Natur.

Der Stolz ist die Ursache, daß die Gelehrten immer in den Wolken schweben, und die Schätze nicht kennen, die unter ihren Füßen liegen.

Der Stolz verachtet alles, lacht

über alles, was es nicht begreift. Er läßt sich nie herab, und findet daher viele Geheimnisse nicht, die oft die Natur dem ganz gewöhnlichen Menschen mitgetheilt hat.

Der Stolz verkünstelt alles, und überstudirt die ganz natürlichen Erscheinungen. Er vergißt, daß die Einfachheit die sonderbarsten Wirkungen erklärt. Der Stolz sucht immer das Große, das Erhabene, das Wunderbare, und die wahre Ursache, die in der Einfalt der Natur liegt, entwischt seinen Bemerkungen.

Der Mensch, erschaffen zu unendlichen Seligkeiten, hat die wirkendsten Triebe in sich, und die höchste Macht der Seele.

Der Mensch verkennt diese Macht, gebraucht sie nie, oder selten, schwächt seine eigne Kraft, und sucht Weisheit und Wissenschaft, wo er sie nicht finden kann.

Gelehrte werfen den Kern oft fort, und schreiben Folianten über die Schale.

Der Stolz der Gelehrten, ihre

Schulzänkereyen, entfernen uns von den Wegen der Wahrheit; denn diese ist nicht für den Stolzen, sondern für den, der mit aufrichtigem Herzen Kenntnisse sucht, der Menschheit zu nützen.

Du, dessen Seele zur Empfänglichkeit höherer Dinge, du, Mensch und Bruder! wirst mich verstehen; und du, dessen Seele diese Stimmung nicht hat, du sollst mich nicht verstehen.

Du, in dessen Seele der Keim zum Guten liegt, dir wird der Na-

tur dunkles Hieorglyph deutlich werden, und ein näherer Umgang mit dieser Schrift wird dir Aufschlüsse über manches große Geheimniß geben.

Es giebt Dinge in der Natur, die für den größten Haufen der Menschen Geheimnisse sind und Geheimnisse bleiben werden, weil der größte Haufe aus Dummen und Bösen besteht, welche die Geschenke der Gottheit mißbrauchen würden.

Die mittelbar wirkende Kraft der Gottheit in dieser Körperwelt ist die Natur.

Wer die Gottheit von der Natur entfernen will, trennt die Seele vom Körper.

Wo Gott mittelbar wirkt, ist die Kraft dieser mittelbaren Wirkung Natür.

Der bewölkte Verstand des Menschen findet oft keinen Grund zur Erklärung einer Sache in der Natur, und nennt sie daher übernatürlich.

Das Uebernatürliche in dieser Körperwelt gründet sich mehr auf die Eingeschränktheit unsrer Kenntnisse, als

auf die Wesenheit der Sache. Es giebt Kräfte, Wirkungen und Folgen, und aus diesen besteht alles.

Kräfte und Wirkungen bindet keine absolute Nothwendigkeit, sondern ihre Nothwendigkeit ist nur relativ nothwendig; die Folgen aber sind absolut nothwendig; denn Folgen sind Kinder der Wirkungen, und Wirkung ist die Tochter der Kraft.

Die Kraft liegt im Ganzen; jede Wirkung in der Kraft, jede Folge in der Wirkung; alles schließt sich in eine Kette.

Ohne Gott ist die Natur ein todtes Wesen. Natur ist der Herold des Ewigen, das Organ, das den Schöpfer verkündigt, und die Gottheit mit der Körperwelt verbindet.

In der Natur liegt die wirkende Kraft der Gottheit zum Besten der Körperwelt.

Die wirkende Kraft der Gottheit äußert sich in den verschiedenen Wirkungen der Natur. Die Natur ändert sich nicht, nur die Art der Verschiedenheit ihrer Wirkung ist die Ursache der Verschiedenheit der Folgen.

Verschiedene Folgen können die nämliche Kraft, aber nicht die nämliche Wirkung zur Ursache ihrer Entstehung haben.

Der Mensch, äußerst träge seiner Natur nach, begnügt sich immer mit den nächsten Ursachen zur Erklärung der ihm auffallenden Erscheinungen. Daher schrieben die Menschen in den ältern Zeiten alles der Zauberey zu, wovon sie keine natürliche Ursache finden konnten.

In unserm Zeitalter läugnet man alles, was nicht begreiflich ist, und

so war der Fehler alles zu glauben der Fehler vergangener Jahrhunderte, und der Fehler, alles zu verwerfen, was man nicht begreift, der des gegenwärtigen.

Die Weisheit der mehrsten Gelehrten schränkt sich auf das ein, was andere gedacht und gesagt haben.

Es ist ein großer Unterschied zwischen denken, was andere gedacht haben, und sagen, was andre gesagt haben, und zwischen Selbstdenken und Selbstsagen.

Die Gelehrten unsers Jahrhunderts scheinen vergessen zu haben, daß die Theorie der Praxis ihr Daseyn zu danken hat, und daß die Natur war, ehe es Regel gab.

Ein Geist, der unfähig ist, das Wahre und Schöne zu schätzen, wird am ehesten durch das Wunderbare und Seltsame gereizt. Je unwissender und unerfahrner ein Mensch ist, desto eher kann seine Einbildung in Bewegung gebracht werden.

Die angenehmste Nahrung eines trägen Geistes sind sonderbare Er-

scheinungen und außerordentliche Ereignisse. Alles Ungewöhnliche hat für den Unerfahrnen doppelte Reize.

Der Unerfahrenheit sind die gemeinsten Sachen ungewöhnlich. Je mehr man bei einem Volke seltsame und wunderbare Dinge erzählt, desto dümmer, desto abergläubischer ist das Volk, und folglich desto barbarischer.

Den Zusammenhang der Begebenheiten und Wirkungen zu entdecken, ist die Beschäftigung des Arbeitsamen, und Ueberlegung wird hie-

zu erfodert; allein der Träge überlegt nicht, und stellt sich solche Verhältnisse vor, welche seine Einbildung befriedigen.

Ein Kind und ein Wilder begnügen sich mit jeder Antwort auf jede Frage; besonders wenn diese Antwort ihrem Geiste ein Bild darbeut, das ihre Phantasie beschäftigt.

Für den Menschen ist dieses das Angenehmste, was ihn durch besondre Eindrücke rührt, und seine Phantasie in eine schmeichelnde Bewegung setzt.

Dieses erklärt die Liebe der Wilden zum Sonderbaren, der Hang ungebildeter Völker zum Aberglauben, die Blendwerke der Charlatane, die Freude an Erzählungen von Gespenstergeschichten, der Hang der Damen zur Wahrsagerey, Kartenschlagen, Tassengießen u. s. w.

Der Mensch täuscht sich lieber durch Hoffnungen, als daß er sich durch Wirklichkeit überzeuge. Er lernt nach und nach allerley Güter kennen. Es entsteht in seiner Seele die Lust nach ihrem Genusse; aber dafür soll er nun arbeiten, und was

noch ärger ist, denken, und er möchte doch nur wünschen: was ihm ohne viele Mühe den Besitz geträumter Glückseligkeiten verspricht, ist ihm willkommen.

Aus diesem Grunde ist der Charlatan in der Welt mehr angesehen, als der Weise.

Aus dieser Schwäche des Menschen zieht der Quacksalber, Geisterbeschwörer, der Goldmacher seinen Vortheil, der Schatzgräber, Geisterseher, Lotterieberechner und Teufelsbanner.

Aus diesem Grunde bekommen alle diese Betrüger mächtige Protektion von Reichen und Adelichen, weil Reiche und Adeliche meistentheils faul sind, und alles gern ohne viele Mühe auf die bequemste Art besitzen möchten.

Aus der Kenntniß des Menschen folgen nachkommende Sätze.

Je mehr die Vernunft eines Volkes, oder eines einzelnen Menschen, anwächst, desto weniger Eingang finden die angeführten Schwärmereyen.

Je mehr diese bey einem Volke, oder einzelnen Menschen, Eingang finden, desto unvernünftiger ist das Volk, desto dümmer der Mensch.

Je mehr der Kopf eines Menschen von wirklichen Begriffen leer ist, desto leichter beherrschen ihn erdichtete und falsche.

Je mehr ein Gelehrter aus Büchern und Autoren spricht, desto weniger hat er eigne Denkkraft.

Je mehr Wahrheit und Licht sich verbreiten, je mehr die Uebermacht

der Einbildung geschwächt ist, desto mehr verschwindet das Sonderbare.

Nur der Weise spürt den Geheimnissen der Natur nach, er geht seine eignen Wege und prüft die, welche man ihm vorschreibt.

Die Natur gleicht einem Freunde, sie hat keine Geheimnisse für den, der ihrer Freundschaft und ihres Umgangs würdig ist.

Vorwitz, Stolz, Eigendünkel, blinder Hang an Autorität, Gelehrtheitssucht, sind die Irrlichter auf den

Wegen, die zu den Geheimnissen der Natur führen.

Oft glauben wir diesen Geheimnissen nahe zu seyn, da wir am weitesten von ihnen entfernt sind.

Warum hast du dein Auge? wozu dein Ohr? wozu deine Hand? daß du selbst siehst, hörest, selbst fühlst. Warum willst du denn sehen durch andre Augen, hören durch andre Ohren, und fühlen durch andre Hände?

So lange der Mensch sich sagt:

wenn ich dieses oder jenes wüßte, so wollte ich dieses oder jenes thun, so lange schließt er sehr irrig, und wird wenig Fortschritte in seinen Kenntnissen machen.

Wenn er aber sagt: wenn ich dieses oder jenes wüßte, so würde ich ganz anders über diese Sache denken, dann schließt er richtiger und ist seinem Zwecke näher gekommen.

Selten kann der Mensch sagen: dieses oder jenes ist unmöglich, denn die Begriffe der Menschen sind eingeschränkt, und dieses Behaupten wür-

de alle mögliche Kenntnisse der Kräfte der Natur voraussetzen.

Vieles ist nach unsern Kenntnissen unmöglich, das doch möglich in der Natur ist.

Die Natur ist einer Schönen gleich, deren leichtes Gewand die Zephyre durchwehen. Nur da und dort enthüllt sie einige Reize, und verdeckt sorgfältig ihre Schönheit. Sie gleicht einem edeln Mädchen, um das viele Jünglinge werben, und das doch nur den zu ihrem Bräutigam wählt, der ihrer am würdigsten ist.

Der Weise lernt die Scheidekunst von der Sonne, von der Luft die Gesetze der Bewegung, vom Thier den Gebrauch der Kräuter, und die Heilkunde von den Luftarten.

Morgen und Abend zeigen ihm die verschiedenen Wirkungen der Kräuter, die Erde die Kraft der Steine und die Herrlichkeit der Metalle.

Der Aufgang der Sonne, der Mittag, der Abend, der Niedergang der Sonne sind wichtige Epochen, und verrathen manches große Geheimniß.

Wenn der Thau vom Himmel fällt, wenn der Donner die Erde erschüttert, wenn am kühlen Abend Blitze leuchten, wenn der Mond in einer heitern Nacht am Himmel glänzt, da ruft die Natur zur Lehrstunde, da erklärt sie ihre Geheimnisse.

Frage doch, woher der Sturmwind sey, und welche Kraft in der Luft wehe; zergliedere die Bestandtheile des Schnees und untersuche die Kraft des Eises, so wirst du einen großen Schritt näher zu den Geheimnissen der Natur gethan haben.

Lerne Feuer und Licht unterscheiden; verwirf das Vorurtheil, daß Sonnen brennen; untersuche, was die Elemente sind und die Sinne des Menschen, und du wirst große Geheimnisse erfahren.

Beschäftige dich nicht mit der Geisterlehre, bis du die Körperlehre ganz inne hast, dann schreite zur Geisterlehre, und es werden dir unendlich viel Dinge erklärbar seyn.

Du hast deine Sinnenwerkzeuge. Es steht in deiner Macht, mit deinem Auge zu sehen, was andre nicht

sehen, mit deinem Ohr zu hören, was andre nicht hören, mit deinem Körper zu fühlen, was andre nicht fühlen.

In jedem Menschen liegt diese Fähigkeit mehr oder weniger. Weißt du dieses, so wird dir manches Räthsel, das die Natur uns vorlegt, erklärbar werden.

Vernachlässige nicht den Körperbau des Menschen zu studiren. Dein Körper ist der vertrauteste Freund deiner Seele, ist ihre mehr oder minder bequeme Wohnung. Wie kann ihr wohl seyn in einer baufälligen Hütte?

Frage dich, was ist das Blut? was ist der Nervensaft? Wie wirkt die Elektrizität auf den Körper? wie der Magnet? was ist der Schlaf? was sind Träume?

Unendlich ist die Wirkung des Lichts, und sie erstreckt sich auf Verstand und Vernunft.

Wenn du weißt, was Verstand ist, und wenn du dir erklären kannst, was Vernunft ist, so hast du einige Begriffe von der Seele. Der Verstand ist das Organ der Vernunft, Vernunft das Organ des Geistes.

Verstand, Vernunft und Geist zusammen sind Seele, und ihre Bestimmung auf der Körperwelt ist der Wille.

Verstand ist eine Kraft der Seele, wodurch sie sich das Mögliche deutlich vorstellt. Die Einsicht in den Züsammenhang der Dinge ist Vernunft.

Ein Wesen, das Verstand und freyen Willen hat, ist Geist; und ein Ding, das sich seiner und anderer Dinge außer sich bewußt ist, ist Seele.

Durch den Verstand, als durch das Organ, wirkt das Licht; denn nur mittelbar ist des Menschen Seele des Lichts empfänglich; und dieses Licht ist wahre Erkenntniß, Ausströmung der Gottheit.

Das Licht geht vom Geiste in den Verstand, vom Verstande in die Vernunft über. Dieses ist der Weg seiner Ausbreitung.

Nichts gleicht der Kraft des menschlichen Geistes. Unumschränkt ist seine Wirkung und ähnlich der großen Kraft, der er entströmt.

Liegt unser Geist gleich im Kerker sinnlicher Organe verschlossen, gefesselt in Fleisch und Knochen, so hört er doch nie auf, ein Kind der Gottheit zu seyn, stets bleibt ihm das Gepräg des Göttlichen, noch immer der Selbstschwung, sich seiner Fesseln zu entledigen, und sich zu der Größe zu erheben, zu der er erschaffen ist.

Groß und bewunderswerth sind die Geburten der Kräfte des menschlichen Geistes: aber alles dieses, was uns auch groß und bewunderswürdig scheint, sind schwache Werke wir-

kender Kräfte, gemessen nach dem Maaßstabe der vermögenden Kräfte unserer Seele. Der bestorganisirte Körper bleibt immer ein Kerker des Geistes, worin ihn die Sinnlichkeit fesselt. Je mehr sich der Mensch dieser Fesseln entledigt, desto mehr versetzt sich sein Geist in Freyheit, desto wirkender wird seine Kraft.

Je mehr der Mensch von den gröbern Eindrücken seiner Sinne abhängt, desto mehr ist sein Geist von den Geheimnissen der Natur entfert.

Je leidenschaftlicher ein Mensch

ist, desto unruhiger beobachtet er. Die Kräfte seines Geistes sind dann nur auf einen Punkt, wie die Sonnenstrahlen im Brennglase versammelt, die sanft erquickende Wärme wird schädliches Feuer. Es ist alles im Mittelpunkt, und die schönen Gegenstände des Umkreises liegen unbemerkt da.

Je mehr ein Geist in seiner Kraft zunimmt, desto mehr nimmt er im Sinnlichen ab. Die Natur spricht nur mit dem, der feine Organe hat, hörbar ihre Stimme.

In die Geheimnisse der Natur sieht nur der, der sein Auge zu schärfen weiß, um Sachen zu sehen, die der gewöhnliche Mensch nicht sieht.

Von Dingen, die außer dem Kreise unserer Empfindungen liegen, haben wir keine Begriffe. Jeder Mensch ist mit seinen Begriffen nach seiner Gegend beschränkt, und wenn er thut, als wenn er Worte verstünde, die von ganz fremden Dingen gesagt werden, so hat man lange Zeit Ursache an diesem innern Verständnisse zu zweifeln.

Wenn ich von Dingen rede, über welche wenig Menschen nachgedacht, von welchen wenig Menschen Begriffe haben, so hab ich wirklich Ursache zu zweifeln, ob sie alle dieses verstehen werden.

Die Quelle des Betrugs und des Irrthums wären weniger groß, wenn wir keine andern Einbildungen hätten, als jene, die wir von den Gegenständen des Gesichts abzögen.

Die mehrsten Phantasien der Menschen sind Kinder des Ohrs und der Erzählung. Daher die Spannung

der Einbildungskraft und der Irrthum der Phantasie.

Die mehrsten Menschen erlangen ihre Kenntnisse durch Bücher und Lehrer. Daher sind die mehrsten Kenntnisse und Wissenschaften der Menschen Töchter der Einbildung, die nicht durch das Auge, sondern durch das Ohr, welches der reizbarste aller Sinne ist, zur Seele gegangen sind.

Die Phantasie des Menschen ist bis jetzt noch immer das unerklärbarste Räthsel. Sie beschäftigt sich mit dem ganzen Baue des Körpers;

sie ist das Band und die Grundlage aller feinen Seelenkräfte, und der Knote des Zusammenhangs des Körpers und der Seele.

Unbegreiflich ist ihre Kraft, unbegreiflich die Kraft unsrer Seele, die in jedem Sterblichen liegt; nur wirkt sie hier schwächer, dort stärker, hier schläft sie, dort schlummert sie. Ihre Wirkung richtet sich nach der Gestalt des Uebergangs dieser Kraft von der Ruhe zur thätigen Wirkung.

In dieser Körperwelt entstehen unsre Erkenntnisse stufenweise mittelst

der Sinne. Der Mensch begreift durch die Sinne. Die Sinne sind beschränkt und der Täuschung unterworfen, daher sind auch unsre Begriffe beschränkt, und wir urtheilen selten nach der Sache selbst, sondern nach den Begriffen, die wir von der Sache haben; darinn liegt unsre Beschränktheit, unser Irrthum.

Die Lebenskraft des Menschen faßt unter allen lebenden Geschöpfen das stärkste und größte Vermögen ihrer Wirkung in sich. Ein Fingerzeig unsrer Bestimmung, unsres Zwecks, der uns deutlich die Mittel unsrer

Selbstveredlung, unsrer Glückseligkeit anzeigt. Vernünftiges Daseyn ist die Bedingniß unsres Daseyns, und dieses müssen wir nach allen Kräften zu erfüllen suchen, um den Lohn der Bedingniß zu erhalten.

I.

Die Laurettenglocke wird geläutet.

Nun *) könnens gut und gern vier Jahre seyn, als ich am Vorabend vor Allerheiligen (den 31 Oktober) nach zwey Uhr Nachmittags über

*) Der Leser vergesse nicht, daß seit Erscheinung des Originals schon einige Jahre verflossen sind.

den Stadtwall ging, um die Grillen über den unglücklichen Tod meiner geliebten Schwester durch den Blick in die freye Natur zu verscheuchen.

Der Tag war so schön, als er seyn konnte; ein freundlich melancholischer Herbsttag. Er glich dem sterbenden Greise, der mit alle seiner Düsterniß auf dem Sterbebette noch einmal lächelt, und auf dessen vom Todtenschweiß überglänzter Stirne sich noch einmal die Freuden der schönen Jugend spiegeln. Der nach ruhig vollbrachtem Tagewerk gelassen auf die Leiden und Freuden des vorüberge-

schäumten Lebens blickt, und der Vorwürfe lächelt, die ihm seine Feinde, seine Söhne, denen er vielleicht kein großes Erbtheil hinterließ, machen, weil er weiß, daß nun bald aller Kummer und alle Herrlichkeiten vorüber seyn werden.

Das Gras war schon welk. Die Bäume entblättert. Dürre gelbe und rothe Blätterleichen rauschten vom kalten Nordwindschauer zusammen; und aus einandergetrieben zu meinen Füßen, oder schwärmten um die dürren Aeste, wo sie ehemals hafteten, denen sie entkeimten, die sie zierten,

wie die Seelen der Verstorbenen um die Mumien der Körper, die sie bewohnten, oder die Schwalbe, die friedliche, um die Stätte, wo man ihr Nest zerstört hatte, oder die verwaisten Kinder um das Vaterhaus, das nach dessen Tode ein neuer fremder Besitzer eingenommen hatte, und die Eule um den verfallenen Thurm, den der Sturm in verwichener Nacht umgeworfen hatte, oder die Melancholie am Grabe der Freundin, die noch immer Freuden der Zukunft und Vergangenheit sammelt, und mit den verwelkten Rosen des verloschenen Frühlings im schwärmerischen Wahn-

sinn die Cypressen der Gegenwart untermischt, und thränend bei den Blätterleichen ihrer schönen Blüthenzeit gedenkt. Graugrüne Nebel schleyerten sich um den Wald und auf die Thäler. Die Sonne leuchtete blaßhell durch zerrissene, Schnee drohende Wolken, ohne zu wärmen, wie ein armer unglücklicher Verfolgter an der Tafel eines Fürsten, der ihm so eben eine Sottise machte, Freundlichkeit affektirt, und die kalten leichenblassen Wangen in lähmende Falten legt. Ein kalter Nordwind trieb die Wolken am bleichen Himmel her und hin, und verhüllte bald die schimmernde

Sonne, die mit ihrer Helle nur Wärme affektirte, wie das freundliche Gesicht eines Hofmanns mit seinen mechanischen Falten, ohne selbst die Wärme der Freundschaft zu besitzen.

Einsam wandelte ich so unter Blätterleichen und dürren Bäumen umher, ich gedachte an meine unglückliche Schwester, und entwickelte aus ihrem Tode den Tod mancher Verbindung, den Tod der Staaten, der Welt, der Sonne und des Universums. Adelaide konnte noch lange leben, konnte einen Gatten beglücken, konnte die glückliche Mutter glückli-

cher Kinder werden, und nun liegt sie kalt und bleich, welk und gedankenlos im Grabe, hat niemand geblüht und niemanden gelebt. Aber es war eine Zeit, wo sie glänzte wie die Frühlingssonne, und die Herzen der Jünglinge erwärmte wie diese die bräutliche Erde. Es war wieder eine Zeit, wo sie mit dem Trauerflor an der Stirne, und über die Seele mit den Nebelwolken des Grams am Sarge ihrer Mutter stand, wie diese bleiche Sonne hinter den Wolken am offnen Grabe des scheidenden Sommers. Dann kamen wieder andere Tage, wo sie freundlich und

heiter hervortrat aus dem Kloster-schleyer der Wehmuth, wie diese, wenn die wiederkehrenden Schwalben den Frühling verkündigen, der die Sonne aus den Wolken, die Blumen aus den Keimen, die Menschen aus den Stuben, die Insekten aus ihren Puppen und die Freude zur geselligen Mittheilung aus den Herzen der Menschen lockt. Aber nun lockt sie kein Lenz mehr aus der engen bretternen Kammer, sie blüht niemand mehr, die Welt lächelt sie und sie die Welt nicht mehr an. Für sie ist das Weltauge blind, und der Frühling mit seiner Sonne wärmt sie so we-

nig, als sie die Herzen der Jünglinge, die ihre Augen an ihrer entzückenden Form des Körpers und Geistes weideten.

Aber es lebt ja alles in der Natur, nichts ist todt; das, was wir todt nennen, ist Uebergang zum Leben.

Ein todtes Wesen ist etwas unmögliches in der Natur.

Jede Zerstörung ist Uebergang zum höhern Leben, und der Weiseste der Väter machte diesen so früh, so rasch, so vielfach, als es die Erhaltung der

Geschlechter gestatten konnte. Jedes Geschöpf hat sein Leben, nur wirken die Lebenskräfte verschieden, und dieses hängt von den Bestandtheilen der Körper und der Art ihrer Zusammensetzung ab.

Die innere Kraft der Geschöpfe ist Lebenskraft. Leben ist die Art und Weise, durch die sich die innere Kraft durch die gröbern Organe äußert.

Alles eilt zur Vollkommenheit, alles zu seiner Bestimmung; nur eines früher, das andere später.

Es giebt keine Aufschlüsse, sondern nur Hindernisse in der Materie. Alles hat seine bestimmten Wege, alles seine Welt, alles seine Sphäre der Thätigkeit.

In dieser Welt selbst sind tausend Welten — nur minder vollkommen. Auch in diesen herrscht Leben, Fortschreitung und Uebergang; — auch dort ist Assimilation.

Durchsieh die Welt der Steine und Metalle; die Welt der Pflanzen, die Welt der Thiere.

Betrachte die Perl am Ufer des Meeres, die Auster in der Schale. — Bewundre die erste Organisation des Thieres, und bete den Ewigen an.

Durch unendliche Bande ist alles in der Natur verschlungen; alles in der Natur ist an einander gereihet, verkettet.

Die Schöpfung ist ein Ganzes; alles ist nach einem Risse angelegt; alles hat Symmetrie, Ebenmaaß, Zahl, Gewicht; es ist nichts da, das

nicht im allgemeinen Plane der Gottheit wäre.

Es giebt eine unübersehbare Reihe von Geschöpfen, worunter jedes seine bestimmte Natur, Stelle, Dauer, Bestimmung, Vollkommenheit, Kräfte und Grenzen hat.

Körper zerstören sich, aber sie vernichten sich nicht. Sie verändern nur ihre Formen; allein ihr Verhältniß ist zurückwirkend auf die Körperwelt.

Der Geist des Menschen wirkt

bey seiner Auflösung nicht mehr zurück auf diese Körperwelt, sondern seine Bestimmung in der Kette der Dinge ist Fortschreitung und daher Uebergang zur Geisterwelt.

Der Mensch, das edelste Geschöpf auf dieser Körperwelt, grenzt schon an das höhere Wesen, welches das nächste auf der höhern Stufenfolge an ihm ist.

Als Mensch ist ihm seine Hülle wesentlich nothwendig, die ihn einschließt; als Geist beym Erwachen

wirft er sie von sich, wie der Wurm, der zum Schmetterling erwacht.

Wenn das Gold reines Gold ist, so hat es die Schlacke verlassen.

Die Zwiebel der Blume hört auf Zwiebel zu seyn, wenn sich ihre innere Kraft zur Blume entwickelt.

Betrachtet den unvollkommenen Körperbau des Eyes gegen den herrlichen Bau des bunten Vogels; wie widersinnig wäre die Behauptung, wenn du sagtest: wenn der Vogel

sein Ey verläßt, so hört seine Fortdauer auf.

Alles ruft dem Sterblichen Unsterblichkeit, Fortdauer dem Vergänglichen zu.

Nur er selbst setzt sich manchmal zurück, und beurtheilt vollkommnere Dinge zufolge seiner beschränkten Einsichten nach unvollkommenern.

Wie begrenzt, Mensch! ist dein Urtheil —!

Jeder gegenwärtige Zustand ist

ein Vorbereitungszustand zu einem höhern.

Der letzte und höchste Vorbereitungszustand auf dieser Körperwelt ist der Zustand des Menschen, der am höchsten Gliede der Kette dieser Welt steht, und also an das nächste Glied der Kette der Geisterwelt sich anschließt, welche Anschließung Uebergang in eine andere Welt, Fortdauer und Unsterblichkeit ist —

Mittel zu diesem Uebergange ist Tod. Kann der Mensch nach dem Tode noch fortdauern? heißt eben so

viel, als fragen: ist der Künstler noch Künstler, wenn die Instrumente auch nicht mehr sind, die Statüe in Staub zerfällt, die er bildete.

Ein Gemälde wird ein unabhängiges Wesen von der gröbern Masse, wenn es die Hand des Künstlers verläßt. Schon in den rohen Farben lag das Produkt und in der Seele des Künstlers eingekerkert, und erwartete nur das Zusammentreffen der Materie mit der Form als Krisis seiner Entwickelung. Da kömmt der Künstler und ruft es aus dem Körper der Farben mit seinem schöpfe-

rischen Pinsel, und das Bild tritt unabhängend von der gröbern Masse ins Reich der Gemälde über.

Der Mensch ist das höchste Geschöpf der Erdenorganisation, und daher das unterste Glied in der Kette höherer Wesen. So ist Menschen- und Geisterwelt unwidersprechlich an einander gekettet.

Jedes Glied einer Kette wirkt rückwärts an das vorstehende, und vorwärts an das nachfolgende.

Mit dem Körper hängt es daher

an der Körperwelt, mit der Seele an der Geisterwelt. Daher der Grund der doppelten Neigung, oder das Gesetz des Fleisches, das gegen das Gesetz des Geistes streitet."

Daher das unbegreifliche Räthsel, das der Mensch ist — bald erhaben zum Engel, bald erniedrigt zum Wurm.

Je mehr sich der Mensch seiner künftigen Bestimmung nähert, desto vollkommener wird er; denn Näherung zu dem nächsten Grade der Stufenfolge ist Fortschreitung, Vervollkommnung.

Entfernung von seiner Bestimmung ist Rückgang — verhältnißmäßige Unvollkommenheit.

Wenn zwey Wesen in Stand gesetzt werden, gegen einander zu wirken, so wird der Zustand, der sie in gegenseitige Wirkung setzt, Verbindung genannt.

Geschöpfe höherer Stufenfolge können daher mit Geschöpfen niederer, und Geschöpfe niederer mit Geschöpfen höherer Stufenfolge in Verbindung stehn.

Diese Verbindung der Menschen mit dem nächsten Geschöpfe seiner höhern Stufenfolge ist der Umgang mit der Geisterwelt.

Dieser Umgang, so selten er unter den Menschen ist, enthält im geringsten keine Unmöglichkeit, und die Seltenheit der Existenz dieses Umganges liegt nicht in dem Unvermögen unsrer Natur, mit höhern Wesen umzugehen, sondern in uns durch den Mangel der Assimilation, die uns durch unsre Unvollkommenheit von diesem Umgange ausschließt.

Es liegt nicht in der Seele, wenn die Töne der Harmonie nicht zu ihr dringen, sondern in der Verstimmung unsers Hörorgans.

Nicht zeichnen, nicht malen können, liegt nicht in der Unvermögenheit der menschlichen Natur, sondern in dem Unvermögen mancher Einzelnen, die sich nicht zum Zeichnen und Malen bildeten.

Der Himmel mag wissen, wohin und wie weit ich am Ende mit meiner Ideenfolge gekommen wär, hätte mich das Tönen eines Glöckchens

nicht geweckt, welches die feyerlichen Pausen einer Art von Sterbechorals oder Miserere, welches von einigen Mädchenstimmen im Diskantzeichen gewimmert wurde, wie Komma, Punktum und Semikolon mit seinen Silberklängen füllte.

Ich kam näher und verstand jetzt Töne, Klänge und den Inhalt der ganzen Szene.

In einem einsamen Häuschen am Walle lag ein junges blühendes Mädchen, die ein falscher Freund verlassen hatte, auf dem Todtesbette, und

bestand mit der treulosen Welt so eben den letzten Kampf. Ihre Eltern, ihre Gespielinnen hatten sich um die Wiege des neuen Lebens — das Sterbebette des alten — versammelt, und sangen das Wiegen- oder Todtenlied für die arme Müde, Ringende, Leidende, während die andächtige alte Muhme mit dem geweihten Laurettenglöckchen läutete, die Fliegen und bösen Geister von der Sterbenden zu verscheuchen.

Bleibt bey eurem Aberglauben, ihr armen Begrenzten am Geiste, rief ich aus, es ist besser, ihr glaubt an

die Wunderkraft der geweihten Laurettenschelle, als an — gar nichts. Ich kann euch zwar um euren Köhlerglauben unmöglich beneiden, aber eben so wenig wär ich im Stande, euren angemauerten Geistern etwas besseres statt dieses frommen Wahns zu geben. —

Ich wandelte vorüber am Sterbehause, wie die Sterbende darinn vor dem Leben, und verließ jenes vielleicht mit nicht größerer Theilnahme, als sie dieses.

Ich mochte ungefähr hundert Gän-

ge durch raschelndes Laub und bleiche Sonnenblicke durch schwarze Baumskelette vorgeschritten seyn, als mich eine neue Erscheinung auffaßte.

II.

Der Exjesuit.

Ein ehrwürdiger Greis in seiner Ordenstracht nach der Uniform des heiligen Schwärmers Ignaz Loyola, mit einem schwarzen Käppchen auf dem weißen Silberhaar, das nur noch in dünnen Resten um den kahlen Scheitel wehete, kam mir entgegen. Er las in einem Buche, und

trug einen kleinen Pelzmuff unter dem Arm.

Der Mann war lange auf Missionen in Indien gewesen, und sowohl wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, mehr aber noch wegen Muthmaßung geheimnißvoller Künste, die er in Indien in Bekanntschaft mit den Bramanen erlernt haben sollte, in nicht unbedeutendem Rufe.

Ich grüßte ihn freundlich, und ward fast zu derselben Zeit eben so freundlich von ihm gegrüßt.

Ich fragte nach seinem Befinden, und machte die Bemerkung, daß ein so rüstiger Mann, wie er, wohl eben sich noch nicht des Muffs bedienen solle, da die Sonne doch noch immer freundliche Blicke herabsende.

Man muß sich in die Verhältnisse fügen, antwortete er. Die Sonne fängt an die Mode mitzumachen. Sie ist nicht mehr zuverlässig. Sie zeigt zwar ein freundliches Gesicht, verspricht viel Wärme, giebt aber keine. Darum habe ich meinen Muff mitgenommen. Wenn ich in Schattenflecke komme, wo es denn doch

auffallend kalt ist, nehme ich meinen Muff zur Hand, komme ich wieder in die Sonne, so leg' ich ihn zurück und trage ihn unterm Arm. Man muß sich jetzt gegen die Unbeständigkeit der Sonne wie der Menschen versehen.

Das Gespräch war nun im Gange. Wir kamen, wie das fast durchgehends der Fall war, wenn ich mit ihm zusammentraf, auf politische Gegenstände, und auf sonderbare Ereignisse der Zeit, an denen unsre Periode so reichhaltig ist.

Die Fürsten, sagte er im Verlauf der Unterhaltung, spielen jetzt ein bedeutendes Spiel. Schade nur, daß sie selbst nicht einsehn, wie wichtig das Spiel ist, und wohin sie am Ende mit dem Schachbrete kommen werden.

Wie meynen Sie das?

Ey nun, versetzte er mit der, jedem seines Ordens charakteristischen Schalksmiene, wie mans nimmt. Sie werden mir doch im Ganzen zugeben, daß nur der zu regieren verdient, der die Kunst zu regieren versteht?

Unbedingt.

Gut, wenn Sie mir diesen Satz einräumen, so können Sie mir eben so wenig seine Folge abläugnen, daß der, welcher nicht zu regieren versteht, nicht regieren sollte, oder sich der Vormundschaft von Männern anvertrauen müßte, die in seine Seele handelten, und ihn vor Blößen sicherten.

Wenn es einmal Verhängniß ist, daß Regierungen erblich sind, daß sie folglich Personen in die Hände fallen, von deren Kunst zu regieren man sich

nicht überzeugen kann — so muß sich solch ein Fürst glücklich schätzen, wenn Männer von Geist und Herz sich seiner und seiner Staaten annehmen, Hofmeisterstelle, Vormundspflicht an Unmündigen vertreten.

Wenn nun aber die Unmündigen ihre Vormünder verjagen, und selbst den Mann spielen wollen, zu dem sie nicht emporgewachsen sind?

Dann möchte freylich wohl ein kindisches Spiel beginnen.

Kinder werden aber leicht unei-

nig, und wenn da nicht der Vater oder der Lehrer ins Mittel tritt, so hat die Fehde üble Folgen, und das Kinderspiel nimmt ein trauriges Ende.

Wohl wahr!

Ich kann und mag mich nicht deutlicher erklären. Wer die Lehrer der Könige und Fürsten, überhaupt der Volksführer seyn sollten, das finden Sie in der Geschichte der Aegypter, Babylonier, Juden, Hindo's — und aller Völker, selbst jener, die wir unkultivirt nennen. Aber wie die entarteten Regenten, und das

mit ihnen und durch sie entartete Geschlecht mit ihren Lehrern spielten, erzählt uns nur des südwestlichen Europa's neuere Geschichte. Die Folgen zeigen sich jetzt schon mehr denn zu deutlich, und nur zu bald werden Sie — ich nicht — aber Sie werden eine Erscheinung erleben, die den Erdkreis mit Schrecken und Erstaunen erfüllen wird.

Sie sprechen Räthsel.

Nicht im mindesten. Denn nur das können wir Räthsel nennen, dessen Auflösung noch unbestimmt ist.

Allein die Auflösung dieses Problems ist schon so gut als unterzeichnet, und wird in demselben Momente aufhören Geheimniß zu seyn, als sie in einem Tage dieses Reich — die Welt mit Entsetzen erfüllen wird, und doch ist sie eine von den Erscheinungen, deren die Weltgeschichte schon so viele aufzuweisen hat. —

Wir waren bis an die Gegend der Bastille gekommen. Bedeutungsvoll wies der Pater hinüber. Sehen Sie wohl diesen festen Kerker? — nach fünf Jahren werden Sie seine

Spur vergebens suchen. Ihre Spur wird von der Erde vertilgt seyn.

Ich lächelte.

O lachen Sie nicht, nahm er das Wort. Ich werde zwar von allen diesem nichts erleben, aber Sie werden sich meiner erinnern.

Dann deutete er auf den Tempelthurm. Hier, nahm er das Wort, wird sich die Rache des Schicksals besonders merkwürdig zeigen. Dieses Schloß hat seinen Namen daher, weil man in ihm die unglücklichen

Tempelherren einsperrte und foltern ließ — Wir haben eine fürchterliche Prophezeihung vom Templer Prior Guido; der Enkel einer jenes Königs, der sie dort foltern ließ, soll von seinem Volke dort verachtet gefangen sitzen, und aus jenem Thurme, gleich dem unglücklichen Templer, zum Schaffot gehen.

Ich staunte ihn an.

Lassen Sie dieses Staunen, nahm der Greis das Wort; machen Sie auch von dieser Aeußerung noch keinen Gebrauch. Ihnen habe ich sie

als Freund vertraut, und nach meinem Tode, der von hier nach drey Wochen erfolgen wird, werden Sie ein wichtiges Vermächtniß von mir erhalten. Für jetzt leben Sie wohl, mich ruft irgend ein Geschäft.

Schnell machte er sich los, und schlug eine Gasse vom Walle ein. Mich ließ er in der größten Verwunderung zurück.

An einem Morgen, es waren gerade drey Wochen seit jenem Zusammentreffen verflossen, ich hatte mir das Datum genau bemerkt, weil ich

begierig war, ob seine Vorsagung in Erfüllung gehen würde (mehrere waren schon eingetroffen), kam ein Bote, es war der junge Mensch, der ihm gewöhnlich aufwartete. Seine Augen waren verweint. Er brachte mir die Nachricht meines sonderbaren Freundes, und ein versiegeltes Paket. — Ich nahm es an, öfnete, und fand, was ich so eben der Welt vorlegen werde.

Von dem schnellen, und von ihm selbst vorhergesagten Tode des Jesuiten wurde verschieden und — sonderbar genug gesprochen. Einige

waren sogar mit der Meynung laut: er habe sich mit Aqua Toffana hingeholfen, weil er eine Verdrießlichkeit im geheimen Orden der Krypto-Jesuiten gehabt habe, deren Entwickelung zu erwarten ihm zu gefährlich geschienen haben mochte. Doch darüber wird die Folge einiges Licht verbreiten.

Das Manuscript war überschrieben: Die dunkle Landkarte, oder der Krokodil, welches in einer romantisch-prophetischen Vision die letzten Schicksale der Menschen und ihrer Staaten enthält. Hier

liegt das Werk. Ich habe mich nicht unterstanden, etwas daran zu ändern, und die Menschen werden in der Folge sehen, was sie aus dem Buche machen können.

III.

Der Krokodil.

Wie finden sie den Prinzen seit seinem neuen Hofmeister? fragte mich der Graf von —, als ich ihm auf der Assemblee im Korridor begegnete, wo er eben mit der jungen Fürstin ein verliebtes Rendevous gehabt hätte, und noch mit dem Entzücken,

womit er sie verließ, mich bewillkommnete.

Ich weiß nicht, wie ich die Frage nehmen soll, erwiederte ich.

Sind wir nicht alte Freunde? Herzog! Sie müssen mir nicht ausweichen.

Ich thu es nicht, und soll ich Ihnen meines Herzens Meynung sagen: er gefällt mir gar nicht. Man sollte ihn der Führung des würdigen Mannes überlassen, der ihn von sei-

ner frühern Jugend auf zum Guten erzog.

Ich kann hier meine Gedanken nicht äußern, aber morgen früh will ich mich im blauen Zimmer darüber erklären.

Wir wurden von der Gegenwart eines Dritten unterbrochen, und am andern Morgen, wo wir uns im blauen Zimmer trafen, setzten wir die Unterhaltung fort, die sich im Korridor angesponnen hatte.

Was liest der Prinz für Bücher? fragte der Graf zuerst.

Sie gleichen den vorigen nicht im mindesten. Ich nannte ihm einige, und sah den Grafen erblassen.

Ist es wahr — Herzog! Sie können es wissen, denn zwischen Ihnen und dem Prinzen waltet kein Geheimniß, ob sein Hofmeister wirklich die Liebschaft mit jener Nonne begünstigt, die, wie man sagt, das unglückliche Opfer . . . .

Sie erbleichen? — Sie erröthen und erblassen wieder? Bey Gott! so ist es wahr?

Ich bitte Sie um Gottes willen! Graf! dringen Sie nicht weiter in mich. Ich bin verloren.

Duka! wozu die Furcht? Was im blauen Zimmer gesprochen wird, darf nicht über seine Schwelle kommen, und gilt Dir der Eid der Brüder nichts? —

So wird die Unglückliche aufgeopfert? . . . .

Nein! nein! Keine Opfer sollen fallen, wo die Liebe entscheidet. Der Prinz ist auch Dichter.

Dazu sollte ihn sein Hofmeister nicht bilden. Oder fängt Poesie an eine Fürstentugend zu werden?

Die Liebe macht ihn zum Schriftsteller. Dieses Manuscript, von seiner Hand, fand ich im Kabinet unterm Kissen des Sofa. Ich nahm es zu mir. Es ist ein Dialog von sonderbarer Philosophie.

IV.

Lebensgenuß.

Leontium.

(den schlafenden Epikur betrachtend.)

Wie ruhig und süß ist sein Schlaf! — Wie leuchten seine träumenden Lippen von diesem Kusse! — Sein Gesicht gleicht einer heitern Quelle, worauf ein flatternder Zephir das ge-

lüstete Küßchen hingehaucht hat! — Jetzt fühlt seine Seele die frischen Düfte der Rose.

Epikur.

(erwachend.)

Welch entzückender Morgen weckte uns! Laß uns durch unsere Rosenhecken und Lorberwäldchen gehen; sie werden uns mehr seyn, als Elysium den Geistern, und der Parnaß den Musen.

Leontium.

Laß erst die Sonne den Thau von den Blumen trinken, dann wollen

wir uns in den Schatten eines Baums setzen, die Nachtigallen und Grasmückchen singen, den Bach vorüber rieseln, und die Blätter der Bäume lispeln hören. Tief werden sich dann deine weisen Lehren über die Mäßigkeit in das Innere meines Herzens graben.

Epikur.

Mäßig zu seyn ist die Hauptregel im Genusse des Lebens, ich möchte dich gern zur Vortrefflichsten und Glänzendsten deines Geschlechts in der Wollust machen. Spotte nicht über den unschuldigen Epikur, der dich

mit Leib und Seele so sehr liebt, als es einem Menschen erlaubt ist zu lieben. —

Siehe hier das Gemälde eines Gemäldes, eines von den Meisterstücken des Protogenes.

Dort ruhet auf einem Sopha Campaspe. Leicht gekleidet. Die Schönheit aller Glieder schimmert aus dem Gewande hervor. Ihr Busen lacht dadurch, und schwimmt glänzend darinnen, wie der Mond in einer Quelle! Ihrem Gesichte hat sie die verführerischesten Reize

gegeben. Nachlässig fließen die schwarzen Locken um den blendenden Hals, auf den schön gerundeten Wangen ergießt sich das Frühroth erwachender Kraft gesunder Säfte. Ermattende Zärtlichkeit ist in ihren Blicken, und in allen ihren Gesichtszügen ein gewisser Grad von Melancholie. So viel von Melancholie, die als letzte Morgendämmerung Macht hat.

Apelles ist mitten in der Malerey ihres Portraits. Schon ist der Kopf fertig, die Rosen sind auf die Wangen gehaucht, aus den Lippen lächelt die Wollust, die ich so oft in den

deinigen sehe, ehe sie sich zum Kuß fertig machen. Schon ist die der gelindesten Dämmerung gleichende melancholische Grazie über ihr ganzes Gesicht gegossen, und jetzt will er noch mit einem Pinselstriche den ganzen Inbegriff der Wollust dem nicht völlig geöfneten Auge geben, und blickt in das Original dazu. — Götter! — Leontium! Welch ein Bild! *) Er

*) Apelles sollte das Bild der Campaspe, einer Concubine Alexanders, malen. Sie mußte ohne Zweifel ziemlich schön seyn, da sie das Frauenzimmer war, welches Alexander am meisten liebte. Apelles fing an zu

kann ihn gar nicht wieder von ihr wegwenden. Du mußt ihn besser be-

---

malen, und wie er den Kopf bald geendigt, so wollte er nach dem linken Auge des Portraits das Feuer der Liebe geben, welches aus dem Auge der Campaspe brannte, und hier fing das Feuer, das er bisher mit Gewalt zu dämpfen sich gezwungen, in seinem Herzen in volle Flammen auszubrechen an. Ein sehnendes Verlangen nach einem unbekannten Etwas verbreitete sich über sein schmachtendes Gesicht, und — er sank in Ohnmacht.

Campaspe machte Lärm, sie rüttelte und schüttelte ihn, und befand ihn bey dieser Gelegenheit ihrer

schreiben können, als ich. Sie blickt ihn so zärtlich an, und sein Blick,

---

Liebe nicht unwürdig. Sie liebte ihn schon ziemlich sehr, wie sie die noch unvollkommene Schönheit ihres Kopfes sah. Er war so schön, daß sie sich beynahe in ihn selbst verliebt hätte, wenn ihr der Maler dadurch nicht noch liebenswürdiger geworden wäre.

Als er erwachte, und sich in den schönen Armen der Campaspe befand, so verwandelte sich der höchste Grad der erstern Wollust in den höchsten Grad einer andern Gattung davon. — Alexander kam; Campaspe lief davon, und Apelles wurde wahnwitzig. Alexander fragte:

der in den ihrigen fließt — ach! ich kann ihn nicht beschreiben. — Ein

---

was ihm fehlte? Er aber verstummte, sprach kein Wort, und ging ganz beschämt davon. Alexander wunderte sich hierüber, und wußte nicht, was er denken sollte. Endlich fiel ihm der natürlichste Gedanke ein, und der bey der größten Natürlichkeit doch nicht richtig war. Die Herren Logiker, welche die Grade der Warscheinlichkeit so trefflich ausrechnen konnten, werden damals den Kopf sich verrückt haben, der natürlichste Gedanke war so wahr, als eine Demonstration. — Männern, die mit jungen schönen Weiberchen vermählt sind, darf ich hier nicht sagen, ich will hier den jungen schönen Damen die kleine Ergötzlichkeit

Tropfen Schaum von dem in Liebe aufgekochten Herzen brennt darinnen;

---

nicht rauben, ihrem theuersten Ehegatten über diesen Text eine gute Predigt zu halten; ich will sie ihnen nicht versagen, ihre Ehegatten dürften sie sonst als das Fragment einer Postille verspotten. —

Campaspe wurde geholt. Sie erzählt die ganze Begebenheit mit einer solchen Naivität, Unschuld und Freyheit, daß Alexander darüber lachen mußte. Er sah sie an, und die Großmuth, der Adel seines Geistes verursachte, daß die Liebe eine Thräne in seinem Herzen weinte.

—

Liebe den Künstler Campaspe,

die Finger zittern; der Pinsel wird heftiger. Sein Herz vergißt das

---

sagte der Sieger über Welt und Leidenschaften; liebe ihn, mache ihn glücklich; er ist deiner Zärtlichkeit würdig. Er ist unter den Malern, was ich unter den Helden bin. Du darfst dich nicht schämen, ihn nach mir zu lieben. Ich liebe dich zärtlich Campaspe, wie du weißt, mit dem größten Grad der Liebe, mit dem ich lieben kann. Allein die Glückseligkeit eines Mannes, den ich bewundere, ist mir lieber, als die Befriedigung einer meiner Leidenschaften. Campaspe schlug die Augen nieder, erröthete, weinte eine Zähre. Apelles wurde gerufen, ihm sein Glück verkündigt, und Alexander vereinigte sie zusammen. — Ihr

Athemholen, der Tod naht sich allen seinen Sinnen, er ist — er ist das Original zu dem Bild der Sappho, worin sie den höchsten Grad der zurückgehaltenen Liebe besiegt. —

Epikur.

Was fühlst du beym Anblick dieses Gemäldes, Leontium?

---

bewunderter Mezän, was hättet ihr gethan? — Eine Ader schlagen lassen — wäre das Bewundernswürdigste gewesen und das Natürlichste — Der gute Apelles hätte in der ersten Hitze den Kopf hergeben müssen, weil er in Ohnmacht gefallen war, und das Portrait hättet ihr auf eure Treppe gehängt. —

Leontium.

Mitleiden gegen den Apelles.

Epikur.

Fühlst du nichts mehr?

Leontium.

Und dann verwandle ich mich in ihn selbst, lege die weibliche Natur ab, liebe in eben dem hohen Grade Campaspen, und zwinge mich mit Gewalt, die Liebe nicht ausbrechen zu lassen.

Epikur.

Was hast du für eine Empfin-

dung in deiner Seele? in deinem Busen? Beschreib mir, was du bey dieser Empfindung fühlst.

Leontium.

Ich fühle — ich kann es nicht beschreiben, was ich fühle! — Meine Pulse klopfen heftiger, das Herz wallt empor, und durch alle meine Nerven zittert wollüstiges Leben! Ich presse das Wallen des Herzens nieder, ich suche das schnelle Klopfen der Pulse langsamer zu machen, und dadurch vermählt sich etwas Aengstliches mit dem Wollüstigen, welches die Süßigkeit dieser Wollust auf ei-

nen so hohen Grad erhöht, daß ich meine Seele nicht mehr fühlen kann.

Epikur.

Ist dir diese Wollust entzückender, als die körperliche, von welcher wir uns gestern unterhalten haben?

Leontium.

Ich fühle etwas ähnliches bey dem Genusse aller Wollust durch meine Glieder fließen!

Epikur.

Kannst du mir keinen Unterschied sagen? Was fühlst du für einen Un-

terschied zwischen den körperlichen und geistigen Wollüsten?

Leontium.

Bey den körperlichen Wollüsten, Epikur, fühl ich mehrere Masse, wenn ich mich so ausdrücken darf, mehrere Masse von Wollust durch mich wallen; alle Adern schwellen auf. — Wenn mich aber dieses Gemälde in die größte Täuschung gesetzt hat, oder ich lese die Schilderung der heftigsten Liebe in den Gedichten der Sappho, so zittert nur das Geistige von dieser Masse herausgezogen durch mich. Die Empfindung ist nicht so heftig,

so allgewaltig, sondern feiner; allein sie ist doch immer eben dieselbe; wenn du dieses geistig nennst, so ist die geistige Wollust doch weiter nichts, als eine verfeinerte körperliche. Die geistigen Wollüste, Epikur, sind also den körperlichen nur so weit vorzuziehen, weil sie den Menschen weniger schwächen, weil man sie beständig genießen kann, weil sie, mit den körperlichen verbunden, diese noch erhöhen. Allein die Empfindung bey der körperlichen ist doch allezeit stärker.

Die geistigen Wollüste, Epikur,

sind Kopien von den körperlichen, mehrentheils wenigstens. —

Epikur.

O Leontium, du schließt zu viel aus deinen Erfahrungen! Ich will nicht läugnen, daß einige von den geistigen Wollüsten nur Kopien von den körperlichen, nur Gemälde von ihren Originalen sind; allein nicht alle.

Sage mir doch, liebste Leontium, die körperliche Wollust, welche das Original zu den geistigen seyn soll, die du bey diesem Gemälde fühltest.

Leontium.

Apelles, wie er wirklich das Portrait der Campaspe malte, und in Ohnmacht aus allzuheftiger Liebe fiel, empfand körperliche Wollust, und ich fühlte bey dem Gemälde davon die geistige, wie du sie zu nennen beliebst. — Ich fühle sie durch die Zauberey meiner Phantasie, und er empfand sie durch die entzückende Schönheit, durch den feurigen Blick der Campaspe, der die Masse der Wollust und Liebe in ihm entzündete und in Bewegung setzte. —

Epikur.

Also hab ich diese Art von körperlicher Wollust gestern vergessen, denn diese gehört doch nicht zum Genuß der thierischen Liebe?

Leontium.

Ja, die hast du vergessen, Epikur!

Epikur.

Bei den geistigen Wollüsten findet man nichts Körperliches, wenigstens scheint man nichts dabey zu fühlen. Es müssen freylich alle Wollüste körperlich seyn: allein man muß doch

einen Unterschied machen von groben körperlichen, den feinern und den feinsten. Wenn man nun die feinste körperliche Wollust eine geistige nennt, so scheint man ihr einen Namen zu geben, der ihr mit Recht gehört. Ihr Adel verlangt den Namen.

Denn was soll sonst geistig seyn, wenn es nicht etwas feines körperliches seyn soll? Man könnte die Wollüste am besten in drey Klassen eintheilen: in grobe körperliche, körperliche, und fein körperliche. Die groben körperlichen wären die Wollust des Gefühls und Geschmacks;

die körperlichen die Wollust des Herzens, des Auges und Ohres, und die fein körperlichen die Wollüste der Einbildungskraft und der Phantasie. Allein es giebt auch Wollüste des Herzens, die äußerst fein sind, und mit Recht geistig genennt zu werden verdienen. Warum sollten wir also nicht bey der gewöhnlichen Eintheilung bleiben? Die Wollüste sind körperlich und geistig, und die letztern theilen sich in die Wollüste der Einbildungskraft und des Herzens ein.

Die Wollust also, welche Apel-

les fühlte, war Wollust des Herzens, und die deinige der Phantasie.

Leontium.

O mein guter Epikur, die Natur richtet sich nicht nach deinen Klassifikationen; alle deine Eintheilungen von Wollüsten toben zugleich in meinem Kopfe, und im ganzen Körper. Alle Wollüste sind körperlich, und ihre Stärke ist entweder groß, oder klein, oder mittelmäßig; was gehen mich deine wunderlichen Eintheilungen in grobe körperliche, körperliche, und fein körperliche an. Laß uns der Natur folgen, sie empfinden und

nicht urtheilen. Du schwächest dadurch wahrhaftig meine Entzückungen bey diesem Gemälde; wenn ich bey dessen Betrachtung denke: — genießest du jetzt eine Wollust der Phantasie, oder eine fein körperliche?

Epikur.

Ich hätte nicht geglaubt, daß eine Leontium so kaltblütig seyn könne, bey dem Genuß der Wollust an die Art derselben zu denken! allein, liebste Leontium, deine Eintheilung der Wollust mag dir sehr wahr vorkommen, und ich will dir doch zeigen, daß sie nicht richtig ist.

Was fühlst du bey der erhabenen Handlung Alexanders? die eben einen so großen Geist verräth, als seine größte Eroberung. Was fühlst du dabey, wenn er seine zärtlich geliebte Campaspe dem vortrefflichen Maler übergiebt, sie selbst ihn zu lieben beredet? Fühlst du einen kleinen, mittelmäßigen oder großen Grad deiner einzigen Art von Wollust?

Leontium.

Ich fühle die Wollust, welche ich bey Bewunderung einer erhabenen Handlung empfinde. Der Gedanke dieser Handlung schlägt eine Welle

der Wollust in mein Herz, die sich durch den ganzen Leib verbreitet, wie ein Stein, der durch die stille Oberfläche der Fluth stürzt.

Epikur.

Du mußt ein außerordentlich feines Gefühl haben, wenn du bey dieser Bewunderung noch etwas körperliches fühlen kannst. Ich glaube, daß mein Gefühl auch ziemlich fein ist; allein ich fühle weiter nichts, als eine gewisse Heiterkeit in meiner Seele sich ausbreiten; ein süßer Schauer fährt durch mich, der gewiß von den allerfeinsten Lebensgeistern

entsteht; denn ich kann gar nichts körperliches dabey fühlen. Alle edeln Gedanken wachen in mir auf. Großmuth und Hochachtung erhabener Geister machen meinem Ich ein Kompliment.

Leontium.

Auch du mußt ein außerordentlich feines Gefühl haben, wenn du dieses zu empfinden vermagst.

Epikur.

Fühlst du dabey einen kleinen, mittelmäßigen, oder großen Grad deiner Wollust?

Leontium.

Ich fühle die Wollust, die ich bey Bewunderung einer erhabenen Handlung fühle.

Epikur.

Antworte auf meine Frage, Leontium! sonst kann ich nicht mit dir fertig werden; wir drehen uns in einem Zirkel herum!

Leontium.

Nun wenn du mit mir fertig werden willst, so mußt du sagen, ich fühle einen sehr großen Grad der Wollust. Denn wenn ich sagte: ich

fühlte nur einen kleinen, so würdest du noch viel mit mir zu thun haben! — weiser Epikur!

Epikur.

Es ist mir lieb, daß du dich schon selbst überwunden hältst; denn dein zärtliches Herz, deine schöne Seele erlaubt dir nicht zu sagen, du fühltest nur einen kleinen Grad der Wollust.

Also bey dieser Handlung fühltest du einen großen Grad von Wollust. Bey der Betrachtung des Gemäldes eben so viel, und wie wir

uns zum erstenmal anredeten, liebste Leontium! hast du doch wohl vielleicht nicht weniger empfunden? — Sage mir nun aufrichtig: Sagt dir dein Herz, dein Gefühl habe einen gewissen Unterschied zwischen diesen wollüstigen Empfindungen?

Leontium.

Ich muß dir nur Recht geben, du bist ein kleiner Zänker! Ja ich fühle einen Unterschied; wie ich dich zum erstenmale umarmte, fühlte ich den höchsten Grad der geistigen, und bey Betrachtung des Gemäldes den höchsten Grad der herzlichen, und

bey der Bewunderung der erhabenen Handlung Alexanders den höchsten Grad der phantastischen Wollust!

Epikur.

Ich will schon noch einmal aus deinem schönen Köpfchen das satyrische Dämongen jagen, du schalkhafte Leontium! — Um uns aber nicht länger über die Eintheilung der Wollust zu zanken, so wollen wir ihr Wesen untersuchen. — Was fühlst du dabey?

Leontium.

Du streichelst mir mit deiner sanf-

ten Hand die Wange; kaum berührst du sie, und ich fühle, was ich bey dem gelindesten Hauche des Westwinds fühle, wenn er von Rosen fliegt, und schnell durch meine Locken schlüpfte!

Epikur.

Und was fühlst du da?

Leontium.

Ein leises Kitzeln, das mir sehr angenehm ist, und meine Lippen zum Lächeln zwingt.

Epikur.

Hat es nichts ähnliches von deinen wollüstigen Empfindungen?

Leontium.

Ein Rechenmeister der wollüstigen Empfindung könnte hier eins zählen.

Epikur.

Also wäre dies ungefähr der erste Grad von Wollust?

Leontium.

Mir scheint es so.

Epikur.

Und was bemerkst du bey dieser Empfindung?

Leontium.

Eine sanfte Berührung, welche die äussersten Theilchen meiner Wange in eine kleine Zitterung bringen.

Epikur.

Aristipp hatte also wohl Recht, wenn er die Wollust als eine gelinde Bewegung beschreibt?

Leontium.

Ey, mein lieber Epikur, bey dem hohen Grade der Wollust scheint sie mir gar nicht gelinde zu seyn!

Epikur.

Was bemerkst du denn für eine Art von Bewegung?

Leontium.

Eine sehr schnelle.

Epikur.

Kann eine gelinde Bewegung nicht zugleich sehr schnelle seyn?

Leontium.

Ich verstehe dich nicht, Epikur.

Epikur.

Der Westwind fährt bisweilen

sehr schnell über die Spitzen der Blumen auf Wiesen dahin, haucht lispelnd in die Blätter der Sträuche, und auf der schnellsten Flucht wirft er mit seinen eilenden Schwingen ein Küßchen auf deine Wangen. Ist die Berührung sehr schnell, und zugleich sehr gelind?

Leontium.

Das ist wahr. Hier ist gelind aber nur so viel, als äußerst sanft, kaum berührend, und ich weiß also noch immer nicht, was das sagen will, die Wollust ist eine gelinde Bewegung.

Epikur.

Die Wollust ist eine gelinde Bewegung der Lebensgeister in deinen Nerven, oder eine gelinde Bewegung des Bluts in deinen Adern.

Leontium.

Diese ist aber ja beständig in meinem Körper, also müßte Leben der unterste Grad von Wollust seyn.

Epikur.

Und was hindert dich dieses zu glauben? Dieses Gefühl ist uns so gewöhnlich worden, daß wir die Wollust dabey nicht mehr merken. So-

bald diese gelinde Bewegung der Lebensgeister etwas schneller wird, sobald empfinden wir sie auch, und die Grade der Wollust steigen mit der Schnelligkeit. Die groben körperlichen Wollüste entstehen durch die Berührung der äußern Theilchen der Nerven, und die in denselben herumlaufenden Lebensgeister kommen dadurch in Bewegung; die Pulse schlagen heftiger, das Herz klopft schneller.

Leontium.

Was ist aber der Schmerz, Epikur? Die Pulse schlagen auch heftig

und das Herz klopft äußerst schnell bey Angst und Verzweiflung.

Epikur.

Aristipp nannte den Schmerz eine rauhe Bewegung; allein hier weiß ich selbst nicht, wie er dieses gemeynt hat. Der körperliche Schmerz entsteht mehrentheils durch Trennungen und Zerscheidungen der Nerven, durch Verhinderungen des Umlaufs des Blutes und der Lebensgeister. —

Wenn ich dir dein kleines Fingerchen drücke und zusammenpresse, so berühre ich es nicht sanft, wie vor-

hin deine Wange; die Bewegung ist rauh, nicht gelind. Das Blut bleibt in der Spitze desselben stehen, die Nerven werden gepreßt, es wird ein leerer Zwischenraum gemacht, und du hast eine unangenehme Empfindung. Bey Wunden werden sie völlig getrennt, und auf diese Art entsteht der Schmerz.

Leontium.

Allein das Pochen der Angst im Herzen scheint hiermit nichts ähnliches zu haben. Wir haben hier unangenehme Empfindungen, und fühlen

Schmerz, denn warum sind wir froh, wenn sie vorüber ist?

Epikur.

Die Angst, der Schreck und die Verzweiflung scheinen mir ein Stocken in dem Umlauf des Blutes und der Lebensgeister hervorzubringen, daß sie sich zu einem Strom dämmen, der dann mit aller Gewalt durch die Nerven und Adern bricht. Das Gesicht glüht bald überall, und bald hat es das Blut verlassen, und ist zum Herzen hinabgesunken. Wenn ich Kopfschmerzen habe, so ist es mir nicht anders, als wenn sich da-

Blut im Kopfe gedämmt hätte, und mit aller Gewalt die empfindlichsten Theile desselben drückte. Es wallt, es tobt und wallt darinnen, und schlägt an die Stirne, wie ein Sturm mit Wellen das Ufer. Der Schmerz ist also weiter nichts, als Stillestand und Flucht des Blutes und der Lebensgeister.

Leontium.

Du scheinst richtig zu schließen; widerlegen kann ich dir nicht, weil ich die Natur des Menschen noch nicht so gut aus Erfahrung kenne, wie du.

Epikur.

Hier sind die Grenzen des menschlichen Verstandes. Es ist sehr schwer, sich hier richtige Begriffe zu machen, man kann hier sehr leicht fehlen; allein man muß denen verzeihen, die so verwegen und so kühn sind, sich in diese Tiefen zu wagen, denn viele bekommen schon den Schwindel nur beym Hinabsehen, und man muß lange, ja viele Tage des Lebens hinabgesehen haben, wenn man etwas bemerken will.

Leontium.

Allein wie willst du nun die wollüstigen Empfindungen eintheilen? Epikur!

Epikur.

Ich bleibe bey der Eintheilung, die ich schon gemacht habe; ich will sie nicht wiederholen, du möchtest mich sonst wieder mit Einwendungen quälen, und wir armen Menschen können den feinen Unterschied der wollüstigen Empfindung unmöglich so genau bestimmen, daß sich dawider nichts einwenden ließe.

Die Vergnügungen der Einbildungskraft können unmöglich so stark seyn, als wenn wir sie wirklich empfinden. Allein sie sind oft weit wollüstiger — die größten Weisen haben

sich sehr die Köpfe darüber zerbrochen, die Ursache ausfindig zu machen, warum die Schmerzen, welche wir mit der Einbildungskraft fühlen, anstatt schmerzliche Empfindungen, angenehme hervorbringen. Warum die Schmerzen, die der Phädra, die dem Oedip so wehe thun, so unangenehme Empfindungen hervorbringen, daß sie wenigstens eine angenehme Bitterkeit schmecken lassen, und Zähren in die Augen locken, die wollüstiger sind, als alle übrigen körperlichen und geistigen Wollüste! — Die Erfahrung ist freylich überaus wunderbar, allein die Herren verlangten

wahrhaftig zu viel von ihrem Verstande, wenn er sie ohne die Untersuchung der Natur des Schmerzens und der Wollust, der angenehmen und unangenehmen Empfindungen erklären sollte.

Leontium.

Und kannst du sie denn erklären?

Epikur.

Vielleicht so wenig als sie; allein ich weiß, warum ich sie nicht erklären kann, nemlich weil ich die Natur der Wollust und des Schmerzens noch nicht so vollkommen kenne, als

ich sie kennen müßte, wenn ich sie erklären wollte; doch, Leontium, wir wollen sehen, was wir herausbringen. Die Natur ist eine getreue Lehrmeisterin, ohne sie verirren wir uns.

Es scheint, Leontium, als wenn wir wirklich zweyerley Arten von flüssigen Materien in uns hätten, durch deren Bewegung wir belebt werden, welche uns das Leben geben, nemlich feine und grobe. Unter die groben gehört das Blut, und unter die feinen die Lebensgeister, die in den al-

lerkleinsten und zartesten Nervchen herumlaufen.

Wenn wir auf einen Feind losgehen und mit ihm kämpfen wollen, so setzen alle Sinnen und Seele und Geist, und alle die ersten Bewegungen unserer selbst, Blut und Lebensgeister in Bewegung. Alles schwillt empor, und die alte Kraft unserer Nerven wird dadurch vervielfachet, und wir empfinden Wollust bey dieser Bewegung. Der reine, mit andern Leidenschaften nicht vermischte edle Zorn, ist eine wollüstige Leidenschaft. Nun nimmt der Kampf sei-

nen Anfang. Schlag auf Schlag zischt durch die Luft. Allein der Gegner ist stärker als wir; unsere Tapferkeit unterliegt der seinigen, und wir werden besiegt. Nun entstehen die unangenehmen Empfindungen des Schmerzens, die ich dir vorher beschrieben habe; uns sind sie sehr schmerzlich. Was fühlt nun der Zuschauer dabey, der für uns interessirt ist, nicht persönlich, sondern nur aus Sympathie, nur der feinere Theil der flüssigen Masse wird heftig von dieser Sympathie bewegt. Hier ist Stillstand und Flucht ein kleiner geistiger Schmerz, aber mit vieler Wol-

lust vermischt. Die gröbere flüssige Materie, das Blut in unserm Körper, bewegt sich zwar auch schneller, allein die Bewegung ist gelinde, die Nerven der Lebensgeister werden sehr sanft zusammengepreßt, daß sie kaum eine Zähre ausschwitzen können. — Und so ist es bey den übrigen Leidenschaften auch. Nur die wenigsten Leidenschaften sind schmerzlich. Wenn die Liebe, diese wollüstige Leidenschaft, einer Person schmerzlich werden soll, so muß der Charakter und die Lage der Person allezeit das mehrste dazu beytragen. —

Phädra klagt, weil sie ihre Liebe nicht ausbrechen lassen, nicht entdecken kann; die in die Nerven zurückgepreßte Liebe drückt sie, und machen ihr unangenehme Emfindungen, die aber doch immer eine gewisse bittere Wollust haben. Wir fühlen das Angenehme mit ihr, und beklagen ihren Zustand.

Weiter läßt sich diese Erfahrung nicht erklären, wenn man nicht Worte ohne Gedanken sagen will. —

Leontium.

Laß uns die Wollust fühlen, Epi-

kur, mag doch ihr Wesen seyn, was es will. Die Götter haben sich die Geheimnisse der Natur allein zu wissen vorbehalten, vielleicht weil die vollkommene Erkenntniß davon unsere Vergnügungen stören. Was hilft es dir, wenn du nun auch vollkommen das Wesen der Wollust kennst? Wie leicht hindert es dich im Genuß derselben. Laß uns dem Instinkt folgen, sie genießen, und nicht lange danach forschen, warum sie so süß ist.

Epikur.

Man muß die Natur der Wollust kennen, wenn der Genuß derselben

uns nicht schaden soll, und wenn wir sie so sehr genießen wollen, als es den Sterblichen erlaubt ist. Denn schon das bloße Gesundleben ist Wollust, und weswegen sollten wir sonst auf dieser Erde herumtaumeln? Die Götter setzten uns auf diese Welt, um Wollust zu genießen. Alle unsere griechischen Weisen, von Solon, ja sogar von Lykurg an bis auf meine Wenigkeit, können keinen andern Endzweck von unserm Daseyn herausgrübeln, und die Götter müßten sehr eigensinnig denken, wenn sie von uns foderten, einen andern zu erfüllen, den wir nicht wissen, den

die Weisesten nicht wissen konnten. Solon sang noch, eh er in die Pforte Elysiums trat, seinen Brüdern und Schwestern:

Befreyt von allen Geschäften,
Sey nun mein letztes Leben.
O gieße Göttin von Paphos
Doch Lieb in meinen Busen!
Und führe mich durch Blumen
Von Vater Bachus begeistert
Und beym Gesang der Musen
Ins Land der weisen Väter.
Cythere, Bachus, Musen,
Von euch kömmt jede Freude.

— — — —

Unglückselig sind jene, welche am Ende der Laufbahn des Lebens noch aus-

rufen, wir haben unser Leben nicht genossen! — Vielleicht daß nach diesem Leben größere Wollüste für uns bestimmt sind; allein wir kennen sie nicht. Noch keiner von den Todten ist aufgestanden, und hat sie uns beschrieben. Zwischen uns und der Zukunft liegt Nacht, wogegen die finsterste unter allen Nächten Sonnenschein ist. Wie ist es möglich, hier hindurchzublicken! Wir müßten die größten Thoren, die elendesten Schwärmer seyn, wenn wir die Wollüste, welche die Natur uns jetzt zum Genusse darreicht, deswegen verachten wollten, weil vielleicht nach diesem

Leben bessere auf uns warten! Was sollen wir denn sonst in diesem Leben thun? Entweder sollen wir uns einander unglücklich oder glücklich machen! denn sonst können wir unsern Nebenmenschen nichts erweisen! — Wie sehr muß dessen Seele rasen oder unsinnig seyn, der behaupten kann, der Endzweck der Menschen auf dieser Erde wäre, sich einander unglückselig zu machen.

Leontium.

Ein solcher Mensch ist ein Ungeheuer! Es kömmt mir auch unbegreiflich vor, daß jemals ein solcher

Gedanke in einem Geschöpf von unsre
Art seyn könne.

O Epikur, laß deine Phantasie erröthen, daß sie nur einen solchen Menschen hat denken können! Er ist nicht möglich, nicht denkbar!

Epikur.

Gutherzige Leontium, reise zu den melancholischen Aegyptiern, da kannst du Menschen finden, die so rasend denken. — Die Natur muß ihnen den Instinkt versagt haben, den sie allen Menschen giebt, den Schmerz zu fühlen, und angenehme Empfin-

dungen sich zu verschaffen. Diese finstern Geschöpfe sind nicht würdig, in unsern Gesprächen zu seyn, laß uns ihrer nicht mehr erwähnen.

Wie unzählbar ist die Menge der geistigen und körperlichen Wollüste! als die beste Mutter bietet sie die Natur in ihrem Schooß uns an, sie zu genießen. Alle Arten von Geschöpfen empfangen sie von ihren freygebigen Händen; keinem werden sie verweigert, oft dringt sie solche ihnen wider ihren Willen auf, ihren Gebrauch aber läßt sie uns selbst. Sie gab uns Fähigkeiten, hiebey weise zu

seyn, und folget nicht hieraus, daß der weise Gebrauch der Wollüste die größte Bestimmung des Menschen auf dieser Welt ist.

O Leontium! laß uns den Lehren der Weisheit in dem Genuß der Wollust folgen. Die Natur befiehlt es uns, wir werden dafür gestraft, wenn wir ihr nicht gehorchen. Die große Hauptwollust, welche uns die Natur zur Glückseligkeit darbietet, ist die Liebe. Wie viele Becher voll Wonne kann der Mensch aus dieser Quelle schöpfen, wenn er weise handelt! Welche Entzückungen wird er genie-

ßen, wenn er am Busen seiner Leontium liegt! Nektar von ihren Lippen saugt! Ihre Augen, in denen die geistige Zärtlichkeit schwimmt, mit seinen Blicken in die Seele zieht, die geheimsten Gedanken seines Kopfes und Herzens von ihrem überirdisch schönen Geiste prüfen läßt.

Leontium.

Die Liebesgötter tanzen, und alle Freuden umarmen sich in mir, wenn die Melodien einer Laute und die Lieder, welche von der innersten Wollust in meiner Seele meinen Lippen entschlüpfen, dein Gesicht mit süßer Hei-

terkeit und einem weisen und angenehmen Lächeln begießen. Ewig, ja ewig will ich dich lieben, Epikur! Dir hab ich die Hälfte meiner Glückseligkeit meines Lebens zu danken. Aus dem Strudel der Wollust hast du mich gerissen, worin ich schon jetzt wähnte versunken zu seyn.

Epikur.

Wir wollen die übrigen Tage des Lebens nach diesen Lehren wegempfinden, liebste Leontium! Wollust und Ruhe sollen immer mit einander abwechseln; wir würden sehr thierisch handeln, wenn wir beständig ohne

Unterlaß immer angenehme Empfindungen in uns hervorbringen wollten! Schon die Natur gab uns den Schlaf, um von dem Leben auszuruhen, welches, wie du sagst, der unterste Grad der Wollust ist. Die Nerven verlieren ihre Empfindlichkeit, wie ich schon oft gesagt habe, wenn wir beständig wollüstige Empfindungen hervorzubringen uns anstrengen.

Wenn wir erwachen, so empfinden wir ein süßes Wollen in uns, das wir dann nicht mehr empfinden, wenn wir es einige Zeit genossen haben. Laß uns also auch hierin der

Natur folgen, und bald mit den Wollüsten schlafen, bald wachen!

Mit den thierischen groben körperlichen Wollüsten muß man überaus sparsam seyn. Man schöpft die Quelle des Lebens nach und nach so sehr aus, daß man es nicht wieder ersetzen kann. Die Natur gab uns die geistigen Wollüste, welche nicht sehr schwächen, vielmehr das Leben verlängern. Fast jede Leidenschaft bringt in uns eine geistige Wollust hervor. So lange wir lieben, kommen unsere Lebensgeister niemals in Ruhe. Sie sind beständig in Bewegung. Sie

ist ein beständiger Zephyr auf der Quelle der Wollust. Man muß diesen Zephyr wie in einen Nordwind verwandeln, und ausschweifend, bis zur Raserey verliebt seyn, das ist eine barbarische Leidenschaft, die die Griechen doch nie, wenigstens nur in Tragödien und Romanen, gekannt haben; sie sey heiter und freudenvoll, nicht stürmisch; sanft, wie die Liebe Anakreons, nicht wie die Liebe der Sappho. Man muß den Gegenstand seiner Liebe verlassen können, sobald er uns nicht mehr die Wollust der Liebe verschaffen kann, nicht so heftig in ihn verliebt seyn, daß uns des-

wegen das ganze menschliche Geschlecht gleichgültig oder gar verhaßt ist, und man darf nicht blind, sondern weise lieben.

Die Weisheit kann bey keiner Leidenschaft schädlich seyn. Es ist wahr, bey den hohen Graden verläßt sie uns; allein sie führt die Leidenschaft erst zu dem Gegenstand, und dann verläßt sie dieselbe. Gewiß wird sie dann thun, was die Weisheit vorhergesehen hat, und mehrentheils thut sie mehr, als was die Weisheit hoffte.

Man sagt: die Liebe ist blind.

— Eine blinde Liebe kann selten den rechten angemessenen Gegenstand treffen; der Pöbel kann nur blind dabey seyn, denn er hat nicht nöthig, den Gegenstand seiner Liebe zu sehen, da er ihn nicht mit den Augen braucht. — Da Liebe die Hauptleidenschaft im menschlichen Leben ist, so ist sie es auch in den schönen Künsten. Die Gemälde, worin ein wichtiger, viel in sich fassender, Zeitpunkt einer edeln Liebe gewählt ist, interessiren jedermann, der sie ansieht. Die Schönheit allein vergnüget nur; ihr Anblick heitert die Seele auf, wie ein heiterer Morgen die Sinne. Wenn

aber Leidenschaft in ihren Bewegungen und Zügen ausgedrückt ist, so steckt sie uns damit an, und wir fühlen sie. Die Sympathie ist eins von den großen Geschenken der Natur, womit sie unsere Wollüste vervielfältiget hat.

Die Perser können eine Leidenschaft von ihrer ersten Entstehung bis zum höchsten Grad schildern, und uns so sehr täuschen, daß wir ihre handelnden Personen wirklich sehen und hören. Wir sehen die griechischen Helden bey Troja kämpfen, und

jubeln über ihren Sieg, oder weinen über ihre Niederlagen.

Leontium.

Oder vielmehr: wir interessiren uns für den edeln Held im Homer, er mag Grieche oder Trojaner seyn! Wie oft hab ich über das harte Schicksal des edeln Hektors geweint! Wie oft hab ich gewünscht: Achill und er möchten nie mit einander gekämpft haben!

Nichts bringt die Täuschung bey einem Gedichte mehr hervor, als wenn es mit Musik begleitet wird.

Die Ohren verhindern die Ohren, verhindern die leiblichen Augen, der Seele zu sagen, daß sie mit den Augen der Phantasie sieht.

Es liegt in unserer Natur, daß wir alles lieben, was uns schön zu seyn scheint; und ferner, daß wir wünschen, die Schönheiten, welche uns die Phantasie vormalt, möchten wirklich seyn. Wenn ein Künstler nur ein wenig die Kunst versteht, unsere Aufmerksamkeit einzuschläfern, so kann er uns täuschen und betrügen wie er will.

Epikur.

Das ist der Vorzug eines weisen Mannes vor dem Pöbel, daß er die geistigen wollüstigen Empfindungen fast allein genießen kann, und die körperlichen Wollüste tausendmal mehr empfindet, als dieser. Man muß in seiner Jugend wenigstens die Hauptleidenschaften selbst empfunden haben, wenn man ihre Wollüste in der Nachahmung von Dichtern, Malern, Bildhauern, Dämonen, Demosthenesen, Aristippen, Xenophonten und Platonen wieder empfinden will, oder was kann ich dabey fühlen, wenn ich noch nichts dabey gefühlt habe? oder nicht

weiß, was ich dabey fühlen soll? deswegen müssen wir die schönen Künste und Wissenschaften so sehr schätzen, weil sie uns wollüstige Empfindungen verschaffen, die uns nichts kosten. Unsere Pflicht ist es, die großen Dichter, Maler und Bildhauer, Tonkünstler und Redner, und den Inbegriff von allen den wahren Weisen zu lieben, Lob zu ertheilen, und ihre Meisterstücke zu belohnen; weil sie Priester, oder vielmehr Abgesandte der Natur sind, die uns durch einen blumigten Lebenspfad führen, und uns mit Bechern von Quellen der Wollust gefüllt bewirthen. Was hilft

uns sonst die Gelehrsamkeit, wenn sie uns nicht glücklich macht? Ein Land, wo die schönen Künste nicht blühen, wo die Meisterstücke der Künstler anderer Nationen nicht bekannt sind, nicht geschätzt werden, wird vom Pöbel, von einer andern Gattung von Thieren bewohnt, als die Griechen sind. Noch wie ins Leben erwacht, beschäftigen sie sich mit Elend, Gram, Traurigkeit und schmerzlichen Dingen, wenn sie sich ohne die schönen Künste zu freuen und zu leben glauben, und noch auf sie schimpfen. Weil sie sich nicht mit wichtigen Dingen beschäftigen, so gleichen sie den

Eulen, die in der Nacht klagen, daß die andern Vögel schlafen.

Leontium.

Laß uns den schönen Morgen genießen, schon hat die Sonne den Thau von den Blumen geküßt, die Rosen und Jasminen dampfen Wohlgerüche aus, wir wollen uns in die Laube an die Quelle legen, ich will meiner Sappho nachempfinden, und ruhe du bey dem Dialog deines geliebten Aristipps aus.

V.

Ottilie.

Der Graf seufzte, steckte das Manuskript zu sich, nachdem er es mit ernster Aufmerksamkeit durchlesen hatte. Schade für den vortreflichen Kopf, sagte er, der seine Fähigkeiten solchen Spielereyen opfern kann. Sehen Sie die Nonne? Sie soll ein Ideal weiblicher Schönheit seyn.

Bey Gott! das ist sie! Noch nie sah ich ein schöneres Weib in jedem Betracht. Ich bin von ihr bezaubert, und vielleicht eben so sehr, als der Prinz! denken Sie, wie groß das Opfer ist, das ich dem Orden bringe! Ich liebe sie wie meine Seele — dieses vortrefliche Geschöpf. —

Aber wenn der Prinz solche Gefühle mit ihr theilt, wie jene, so mag ihre Tugend eben nicht ihren größten Werth bestimmen.

Ich zweifle, daß er diese Gefühle bey dem tugendhaften Mädchen äu-

ßern dürfte. Wenigstens müßte ich es lügen, wie der niedrigste Verläumder, wenn ich ihn der mindesten Zweydeutigkeit in meiner Gegenwart beschuldigen sollte.

Das Mädchen ist gegenwärtig höchstens achtzehn Jahre, und in ihrer schönsten Blüthe. Ihre Wangen strotzen von der Gesundheit, üppigster Fülle. Ihr Busen wallt mächtig von überströmenden Gefühlen, selbst unter dem schwarzen Skapulir mächtig empor. Ihre Augen sind sanft wie Tauben-Augen, um mich mit dem geheiligten Sänger der

Liebe auszudrücken, und über ihr ganzes Wesen ist die höchste sittliche Anmuth verbreitet. Ihre Sprache ist melodisch, wie Harmonika-Klang, und jedes ihrer Worte hat das Gepräg der liebenswürdigsten Naivität. Eine schwermüthige Empfindung drängt sich manchmal hervor, aber schnell sucht sie sie zu verbergen, und läßt sich nichts merken.

Ihr Guitarrenspiel und mehr noch ihr Gesang, fesseln den Prinzen am stärksten. Sie wissen, daß er eine Zeitlang schwermüthig war, als das Land über den Tod seiner allgeliebten

Mutter trauerte. Nur diese Zauberin im Schleyer und Skapulier vermochte ihn aus seiner Melancholie ins schöne helle Leben wieder hervorzurufen und ihn für die Freuden seines Daseyns empfänglich zu machen.

Aber desto unempfänglicher für die seiner Bestimmung.

Vergebung! Ich glaube — könnte irgend ein Wesen ihn zu großen Thaten bestimmen, könnte irgend jemand die Flamme edler Regententugenden in seinem Busen anfachen, so

wär es diese Ottilie. Man müßte freylich auf sie zu wirken verstehen.

Wenn sie ihn wahrhaft liebt, wenn vielleicht Vertraulichkeiten zwischen ihnen vorgefallen wären, so möchte dieses wohl sehr schwer halten. Denn mit Liebenden ... Wissen Sie nichts von ihrer Biographie?

Wenig außer diesem: Sie ist nicht länger als ungefähr sechs Monate in diesem Kloster. Woher sie kam, weiß man eben so wenig, doch war sie schon eingekleidet, als sie hieher kam, und der Prinz soll sie zum erstenmale

von einem Thurme des Pallasts mit dem Fernrohre im Klostergarten entdeckt haben.

Von ihrer Abkunft will man wenig oder gar nichts wissen.

Hat der Prinz darüber Ihnen nichts vertraut?

Ich glaube fast, er hat sich selbst noch nicht darum bekümmert.

Das wäre stark. Doch seit wann fragen Liebende nach ihrer Abkunft. Ihr Herz ist ihr Stammbaum und

ihre Heimath — die Welt. Wir sprachen noch verschiedenes über den Prinzen, über seine Liebe, machten Entwürfe, bestimmten aber nichts, und schieden erst gegen Mittag von einander.

VI.

Der Maler.

Albert, du bist sehr vertieft, sagte ich zum Prinzen, als ich zu ihm ins Zimmer trat und ihn in voller Beschäftigung über dem Bildnisse eines Mädchens fand, das er mit den lebhaftesten Farben malte, und wo ich sogleich aus allen Zügen Ottilien wieder erkannte.

Er sprang auf, drückte mich an sein Herz. Du erkennst sie wieder, Adolf! O wie freut es mich. Aber meinem Herzen will dieses matte Bildniß nicht genügen; ach da steht es ganz anders, so deutlich, so lichthell, so glänzend wie eine verklärte Heilige. Ach es ist eine Heilige! die Erde ist sie nicht werth.

Aber Albert, welchen Zweck kann diese Liebe haben? nur unglücklich kannst du sie machen die Vortrefliche. Zu deiner Buhlerin kannst und wirst du sie nicht entwürdigen, deine Gattin darf sie nicht seyn. Und wie

unglücklich seyd ihr beide, wenn ihr euch ernstlich liebt, und dann von einander losreißen müßt. —

Trennung von Ottilien kann ich mir nicht als möglich denken. Ich lebe nur für sie und alles Leben hebt sich nur aus ihr in meine Seele. Freundschaft — nur süße Freundschaft wird in unsern Herzen wohnen, und uns ewig, ewig an einander binden.

Verzeih' Albert! wenn zu kühn der Freund sein ihm vertrautes Recht gebraucht. Mir scheint es, mehr als Freundschaft walte zwischen euch.

Willst du es Liebe nennen, ich kann es dir nicht wehren.

Mehr noch als rein platonische Liebe. Ottiliens schmachtende Augen scheinen mir mehr zu verrathen, als sie wollen.

Du erröthest? — Albert, in jener schrecklichen Gewitternacht, als du dich aus dem Schlosse, stahlst, und heimlich dich ins Kloster durch List, mit Dietrich, Leiter und Mitternacht verschworen, in ihre Zelle stahlst — da hast du die Rose gepflückt — die . . . . .

Halt ein Adolf! halt ein, rief er aus, und bedeckte mit beiden Händen sein glühendes Gesicht. Adolf! du bist ein zu hellsehender Beobachter. Ich schäme mich vor dir. Tiefe Röthe zieht sich über das Bekenntniß meiner Schuld, aber jene Gewitternacht — ach sie war die glücklichste meines und vielleicht auch ihres Daseyns.

Und dein Herz sagte dir nichts am andern Morgen, als du gedankenvoll im Park auf und ab gingst. Man hat dich bemerkt ....

Hat man das? — Adolf, wenn

du mein Herz kennst, so kannst du dir leicht seinen ganzen Monolog übersetzen. Ich schwamm in einem Meere des seligsten Entzückens, ich konnte sie nicht lassen, die unendliche Liebe des vortrefflichsten aller Wesen, das sich mir so ganz aufopferte.

Und wenn diese Zärtlichkeiten Folgen haben sollten? was müßte aus der Aermsten werden?

Und du kannst hierinn die mindeste Schwierigkeit finden? Ich vertraue mich der Oberin. Was kann sie gegen mich? Ottilie wird auf

irgend ein Landhaus gebracht, wird Mutter von mir, und ihr Kind wird erzogen, sie kehrt ins Kloster zurück, und.....

Wie leicht du alle jene ungeheuern Zwischen-Räume überspringst, ohne zu bedenken, daß Ottilie ein Herz hat, ein feinfühlendes Herz. Rechnest du die Kränkungen ihrer Mitschwestern, die Vorwürfe ihres Gewissens für nichts, und glaubst du, sie werde sich von ihrem Kinde trennen? sie werde, ohne todtgepeinigt zu werden, wieder ins Kloster zurückkehren

dürfen? und weder deine Gattin, noch .....

Adolf! jetzt vollends! du hast meine ganze Laune verdorben. Sie liebt mich und ich werde handeln, wie die Liebe mir befiehlt. Um alles übrige sey außer Sorgen.

Ich lenkte die Unterhaltung ab, und nach einer Stunde, als ich ihn wieder ruhig fand, nahm ich Abschied von ihm.

Wann kömmst du wieder? rief er mir nach.

Wenn du mich verlangst.

Also nicht eher? du bist beleidigt?
vergieb! mein Herz, mein Kopf.....
Besuch mich morgen wieder . . . .

VII.

Auguste.

Ich sprach das vortreffliche Mädchen im Schloßgarten. Einsam saß sie in der dunklen Laube, und las in einem Buche.

Warum so still Adolf, so trüb? sagte sie, und blickte mich traulich schmachtend an. Heiter solltest du seyn, und deine Freundin nicht mit der ernsten Kummermiene betrüben, wenn du sie wahrhaft liebst.

Auguste! Sie kennen meine Leiden! —

Sie werden vorübergehen. Dir bleibt mein Herz! Bewahre mir das deine, und ich frage wo ist ein Mädchen, das glücklicher wär, als Auguste? —

Warum unsre Eltern unsre Liebe so erschweren? Ach! sie wissen unsre Leiden nicht. Sie fühlen nicht, was uns den Tod geben wird.

Weg mit diesen Trauergedanken! Du wirst leben für mich, mein Adolf,

ich für dich, und wir werden glücklich seyn ..... ewig unzertrennlich.

Woher mit einemmale diesen Muth, diese Zuverlässigkeit? Auguste!

Die Liebe gab sie mir, o daß sie mit gleichem Muth dein Herz beseelen möchte.

Die Ankunft der Oberhofmeisterin unterbrach uns. Ich entfernte mich schnell und eilte nach meiner Wohnung.

VIII.

Der Fremde.

Die Sterne flimmerten am grauen Abendhimmel, als ich durch die schattige Allee nach meiner Wohnung ging. Ich fand mich noch nicht ruhig. Mein Blut sprudelte ungestüm zu Kopf und Herzen. Ich hatte die liebenswürdige Fürstin gesehen, ich

hatte mich mit ihr unterhalten, und von ihren Lippen das süßeste aller Geständnisse, das der treuen Liebe, vernommen. Unmöglich konnte ich mich in den engen Raum des Hauses kerkern. Ich ging in den dunkeln Gängen auf und ab — ich lief, ich flog vielmehr. Meine Empfindungen trieben mich allmächtig auf und ab, und ließen mir an keinem Orte Ruhe.

Auguste! seufzte unwillkührlich meine Brust, indem ich mich auf eine der steinernen Bänke niedersetzte.

Auguste weint um Sie, Herzog! in acht Tagen lebt sie nicht mehr.

Erschrocken drehte ich mich herum, und entdeckte einen Mann in einen Mantel gehüllt, dessen Gesicht ich aber nicht erkennen konnte, neben mir.

Von wem sprechen Sie da? fragte ich nicht ohne Schrecken; denn ich kannte keine andre Auguste, als meine Auguste.

Von wem anders, als von Ihrer Geliebten, von der unglücklichen Prinzessin, die in acht Tagen nicht mehr leben wird . . . .

Wer sagts? wer kann sich unterstehen gegen die Ruhe, gegen das Leben des vortrefflichsten Mädchens...

Eine finstere Rotte, die am Verderben des Prinzen, seiner Schwester — mit einem Worte am Untergange des fürstlichen Hauses arbeitet. Warnen Sie den Prinzen — den Monarchen, und lassen Sie durch den Orden einer fürchterlichen Verschwörung entgegenarbeiten, die . . . wir sehen uns morgen an dieser Stelle wieder.

Der Fremdling verschwand in

Nacht und Dunkel wie eine Seifenblase.

Wo ist er hingekommen? fort — fort in Nacht und Dunkel, und ich allein mit dem Dolch im Herzen. Ach Auguste! du, du Vortrefflichste, solltest sterben können? vergänglich seyn wie die Rose, die heute duftet und morgen dahinwelkt . . . . . Nein, nein Mädchen, himmlisches, erhabenes, großes, heiliges, mächtiges Du — du wirst nicht — du kannst nicht sterben . . . . ewig jung, ewig schön und blühend wirst du leben und glänzen wie des Himmels ewige Lich-

ter — die heiligen Sterne am mitternächtlichen Himmel . . . .

Da fiel eine Sternschnuppe leuchtend und glänzend herab, und verschwand finster im Kanale hinter der Allee.

Wie? die Sterne fallen vom Himmel? sind wir auch solche Sterne, die eine Zeitlang leuchten und dann herabsinken in Nacht und Dunkel? Aber nein . . . die Sterne bleiben ewig glühend, glänzend, und nur die Schlacke erlischt in der Nacht des Grabes.

Was Leben und Tod der Menschen und die Ordnung der Bewegung der Gestirne betrifft, so könnte der Mensch auch davon durch eine bedächtliche Unterhaltung in vier Abtheilungen, die ihren zeitlichen Lauf vollenden, eine gewisse Erkenntniß haben, denn die Zeit ist das Maaß, das von allen sinnlichen Maaßen dem Irrthum am wenigsten unterworfen ist, und eben aus dieser Ursache, da die Zeit das wahre Maaß des Laufes der Gestirne, und der Menschen ist, fühlt man, daß es einem viel leichter sey, ihren periodischen Wandel durch den Kalkül der Zeit richtig

zu bestimmen, als durch die konventionellen in der Ausdehnung gewählten Maaßarten die Länge seines Arms genau anzugeben, weil diese Maaßarten keine feststehende noch durch die sinnliche Natur bestimmte Basis haben, und darum messen eine Menge Nationen den Raum selbst und die Entfernungen von einem Ort zum andern oder die Weglänge durch die Dauer oder durch die Zeit.

Mit Beyhülfe des Quadrats mag der Mensch sich selbst von den dicken Finsternissen frey machen, damit die Lehre von dem Alter, dem Ursprung

und der Bildung der Dinge noch vor allen Augen verhüllt ist; sogar möchte er ins Reine bringen, alle die Streitigkeiten über die Entstehung unserer Erdkugel und über alle die Revolutionen, die auf ihrer Oberfläche geschrieben stehen, wie die Nummerzeichen der Kirchenlieder an den äußern Kirchenpfeilern, die in die Gesangbücher zum Texte und in die Herzen zur Empfindung der gläubig Sehenden und sehenden Gläubigen hindeuten, und deren Spuren eben sowohl abbilden können, als die Schattenrisse die Physiognomieen der Seelen ihrer Lichträuber und Schatten-

geber, die Folgen und Wirkungen der ersten Explosion, als die Folgen und Wirkungen aller nachherigen auf einander erfolgten Revolutionen, welche das Universum seit seinem Ursprunge ohne Unterlaß erfährt, wie die Silhouette des Menschen, wenn die Leidenschaften von innen die Oberfläche des Originals zerwühlt haben.

Die Menschen sind Silhouetten des ewigen Geistes, nur mehr oder minder durch die Stellung des Originals gegen den Lichtpunkt verhunzt oder geschärft, und

wie die Wandrung des Lichtes hinter ihnen vorübergeht, werfen sie ihre stumpfen oder scharfen Abgüsse aufs kahle Reißbret — die menschliche Gesellschaft, die sie mit dem Storchschnabel ihrer Eigenliebe nachzeichnet, und das Bischen Gute vollends verzeichnet; und so wird oft der beste Mensch zum Zerrbilde unter den Menschen.

Die wenigsten Menschen haben eignes Licht, und sind

immer nur Silhouetten von Silhouetten, und wo sie hintreten, machen sie Schatten. Sie können kein Licht geben, weil sie keins haben. Nur Licht, wenn es auf empfängliche Gegenstände fällt, malt mit Farben. Aber lichtlose Gegenstände machen Schatten und verdunkeln das Licht, und so malen die unerleuchteten Erdsöhne ihre Schattenbilder mit der Erde ihres eignen Stoffs, und die Menschen wandeln wie angestrichne Mohren auf dem Theater

herum, von denen uns der Schauspieldirektor und die Schauspieler, die sie anstreichen ließen, überreden wollen, es wären Mohren. Aber es sind doch weiße Menschen, denen nur Verläumdungssucht die Oberfläche färbte, während ihre guten Seelen von der gaffenden Menge verkannt, in den forcirten Mohrenmasken seufzen, und mechanisch mit den Körpern den allgemeinen Affen- und Kroatentanz mitmachen.

Ach Auguste! Mädchen, Engel! wenn du nicht am Hofe eines Fürsten die Prinzessin agiren müßtest, und der dichte Panzer des konventionellen Hoflebens, der ärmlichen Etikette, die sich hinter Schanzkörbe von goldnen und silbernen Nichts versteckt, als Lichtschirm zwischen deine verklärte Seele und die Menschheit trät — welches himmlische Licht könntest du verbreiten. Du würdest den Moder dieses Sarggewölbes mit ewigem Morgenlicht vergolden . . und . . .

IX.

Todtenglockenhalle und Paucken- schläge. Das Miserere.

Als ich am andern Morgen spät erwachte, gab mir Louis einen Brief. Er war von ihr — von der glänzenden Lichtseele, die im fürstlichen Erdform und auf dem eisernen Gußkegel ihres traurigen, unabänderli-

chen Verhältnisses seufzte, wie ein armer Geist in der Aller-Seelen Nacht auf seinem Grabe, für den diesmal die Messen nicht hinreichten, und der schon warten muß, bis übers Jahr die Reihe an ihn kömmt.

Ach Auguste! wann wird dein weinender weiser Geist vom schwarzen Grabe dieses traurigen Lebens und dem rothglühenden Gußkegel ewiger Qual getrennter Liebe erlöst werden? . . . Ach nur dann, wenn die Todtenglockenhalle in wehmüthigen Pulsen zwischen das Miserere klarren, das uns die Menschenkrokodille

zu spät nachheulen, wenn sie unsre Herzen zerfleischt, unsre Liebe erwürgt haben, und schrecklich mahnend wie die Paukenschläge der Heertrommel zum jüngsten Gericht sie an ihren dereinstigen Hingang erinnern, und die schlummernde Hyäne, das Gewissen, laut wie Gottes Donner aus ihrem Opiumschlafe emportrommeln, dann — dann Auguste! wenn sich die Kirche füllt mit Opferduft, und die Lichter unsre Särge umglänzen, und beym traurigfeyerlichen Hochamt mit wehmüthig solennem Pomp das Hosianna ertönt — dann küssen sich unsre erlösten Geister, dann sinken

die Fesseln, und in jubelnden Geisterchören erneuen wir den Bund, den wir auf Erden schlossen, ach! und nicht kundbar werden lassen durften, dort — dort sinkt die elende Scheidewand

und keine Kleider, keine Falten
verstecken den verklärten Leib.

Auguste! wann, ach wann kömmt die schöne Nacht, die die grauen Thore schließt und das Haus öfnet der ewigen Freyheit zum schönern Morgenlicht .... vielleicht ist er noch ferne? O laß uns vorgreifen ...

laß uns eilen nach jenen blumigen Gestaden, wo die Zeit ihren Fuß nicht hinsetzen darf, und die Menschen mit all ihren Leiden die Leichname abschütteln, wie der fertige Schauspieler den Trauermantel, wo die Liebenden wie trauliche gute Kinder mit einander lustwandeln ohne Thränen, und die Freude ein ewiges Kind bleibt . . . . Toffaniens Nektar, wechselnd von unsern Lippen geküßt, machte so schnell in einer Nacht dem Jammerspiele ein Ende . . . .

Ich erbrach den Brief. Die

Buchstaben zitterten vor meinen Augen.

Er war hier der Mann, den ich hasse, der Mann, den mein Vater mir bestimmt hat. Er war hier und hat Abschied genommen. Er verreist.

Ich saß eben am Nachttische, als man seinen Besuch ansagte. Mein Vater hieß mich aufstehn — hah! und artig seyn —.

Ich stand auf, wickelte die Hände in meine Handschuhe, denn ich

fürchtete seine abgeschmackte Höflichkeit. Nach einer kalten Verbeugung blieb ich stehn, so lange mein Vater mit ihm sprach. Er sah sehr reich aus. Ueber seine hohen Schultern hing das Ordensband, das er nicht verdiente. Mit grämigem Lächeln bewunderte er meine langen Haare, die noch ungebunden über meinen Rücken hingen.

Mein Vater, der ihm besonders schmeichelt, machte Spaß, und wand einen doppelten Gürtel von meinen Haaren um meinen Mantel; der Indianer schien entzückt, hob seine zwey

großen Hände in die Höhe, und wollte mich umarmen.

Wie zwey Schlangen lagen seine schrecklichen Arme auf meinen Schultern, daß ich vor Angst aufschrie.

Du hast kein Bild von der fürchterlichen Stellung, in der er mich anstarrte. Sein Mund stand offen, daß man ihm bis in die Kehle sah, und ich versichre dich, daß ich nachher noch viel mehr Angst hatte; denn so häßlich er auch ist, so war er doch noch weit fürchterlicher, als zuvor. Es überlief mich ein eiskalter Schauer,

der mich schüttelte, als ob ich auf ein vergiftetes Thier getreten hätte. Er wandte sich um, und fragte meinen Vater, ob ich keine Abneigung vor ihm habe?

Ein wohlgezognes Mädchen, antwortete er mit seinem gewöhnlich rauhen Regimentsinhabertone, kann keinen andern Willen haben, als den seines Vaters. Diese Antwort machte den Abscheulichen laut lachen. Auch mein Vater lachte, daß michs in der Seele kränkte. Ja, in allem, was von meinem Willen abhängt, will ich gern gehorchen, sagte ich zu meinem

Vater; aber meinem Herzen kann ich in diesem Falle nicht gebieten.

Ich habe dich jetzt nicht gefragt, gab er mir mit einem Blicke zur Antwort, der mir seine ganze Verachtung drohte.

Er verließ uns. Eine Stunde hernach kam meine kleine Schwester, Prinzeß Heliodora, zu mir gelaufen, stellte sich zwischen meine Knie.

Fühle, Schwester! fühle wie das Herz mir schlägt.

Was ist dir geschehen, Heliodora? fragte ich und küßte sie.

Das gute Kind wischte sich die Augen, und erzählte mir seine ganze Geschichte. Ich war im großen Saale, sagte sie, um meine Klavierlektion noch einmal nachzuholen, da hörte ich einen entsetzlichen Lärm im Kabinete.

Du schmähst mich immer, daß ich so vorwitzig wäre, und diesmal wars doch gut, daß ich lauschte.

Leise schlich ich auf den Zehen an

das Zimmer, und sah durch das Schlüsselloch, wie Papa die liebe Mama heftig zankte.

Ich will ihr zeigen, welchen Gehorsam sie ihrem Vater schuldig ist, sagte er, oder sie soll im Damenstifte ewig vergittert ihren Eigensinn büßen. Sie sind eine zu schwache Mutter, bloß durch Sie ist Auguste so halsstarrig, darum will sie nicht heirathen.

Die arme Mama saß neben am Schreibtische, hielt das Gesicht in das Schnupftuch und seufzte, daß ich

es vor der Thüre hörte. Aber der Papa wurde immer noch böser. Er riß die Schelle an, daß ich erschrocken bin.

Wollen Sie etwas? fragte die Mama.

Ja, ich will, daß sie herunterkomme, daß sie sich erkläre.

Um Gottes willen Duka! nur jetzt nicht, nur nicht in dieser heftigen Seelenstimmung — Warten Sie, bis Ihre Hitze vorüber, bis Sie ruhiger sind.

Der Papa ging etlichemal das Zimmer auf und ab, dann sagte er: Aber ich will wissen, warum sie den Fürsten nicht mag? — warum sie ihn heute durch ihr ungezogenes Schreyen erröthen machte? oder — hätte sie vielleicht eine geheime Liebe? . . .

Hah! das ist gewiß! — . . . . gewiß ist das Mädchen verführt von einem Elenden, der . . .

Hier wurde die Mama böse und sagte: Bey der Erziehung, welche

Auguste erhielt, konnte sie keine Pflicht vergessen lernen.

Keine Pflicht vergessen? fiel der Papa ein; ist das nicht die Erste, den Befehlen des Vaters zu gehorchen? und schon diese kennt sie nicht. Aber es glühte noch Gehorsam für ihren Vater in ihr, wenn nur die Mutter kein so schwaches Weib wäre.

Da ging er nach der Thüre, ich lief zum Klavier und spielte einige Noten.

Als er die Thüre öfnete, und mich

sah, fragte er: Was machst du da? . . . den Augenblick gehe auf dein Zimmer, bis man dich ruft.

Langsam ging ich bis an die Thüre, dann rufte er mich wieder zurück, nahm meine Hände in die seinigen, drohte mir mit dem Finger.

Höre Mädchen, jetzt bist du noch ein Kind, aber, wenn du es jemals wagen könntest, ungehorsam gegen mich zu seyn, wenn du es je wagen könntest — o so wär es besser, deine Mutter hätte nimmer dich geboren.

Ich weinte, so wehe thaten mir meine Hände. Siehst du, Schwester, wie sie noch roth sind? Aber warum weinst denn du? du weißt es ja nun, warum der Papa böse ist. Weine doch nicht, ich will dir gewiß alles sagen, wenn ich wieder etwas höre.

Lieber, bester Adolf, wie tief bin ich gesunken! o was für ein armes, elendes Geschöpf bin ich, daß ich mich des unschuldigen Kindes bedienen muß, um mich der Gefahr zu entreißen! — — —

Mit innigster Schwesterliebe drückte ich das gute Mädchen an mein Herz, und bat sie, mir es doch zu sagen, was sie ferner von mir sprechen höre.

Adolf! Adolf! bey allem, was heilig ist, beschwöre ich dich, wirf mir kein Verbrechen wegen des Kindes vor; denn ich bin nahe der Verzweiflung, und das Kind weiß nicht, daß es fehlt; es ist in seinen glücklichsten Jahren. Es spielte mit meinen Locken, da ich weinte . . .

(Den Morgen darauf.)

Eine grauenvolle Nacht hab ich

durchlebt .... Adolf! — Durchlebt? .. Ach! kaum glaube ich noch, daß ich lebe — daß ich gelebt habe; denn nur der Wahnsinn einer liebekranken Seele, die vollgesättigt von Entsetzen die müden Schwingen sinken läßt, gaukelt solche Bilder fürchterlich wild durch einander. Laß mich zusammenhängend erzählen.

X.

Jetzt kömmt die Nonne.

Viel hatte ich den ganzen Tag geweint. Meine Augen waren so matt, daß sie den Tagschein nicht ertragen konnten. Ich sank auf mein Bett und entschlief. Die Oberhofmeisterin war so unartig, mich, ih-

rer Schuldigkeit gemäß, zu wecken, wenn die Assemblee sich versammelte.

Ich sah eben den grauen Tag in Dämmerung verschwinden, als ich mir die matten Augen rieb und den Kopf hielt, der von Schmerzen ganz betäubt war. Die Augen wendeten sich vom Lichte, und ich sagte der Oberhofmeisterin, sie hätte mich schlafen lassen sollen, ich würde weder zur Assemblee, noch zum Thee, noch zu Tische kommen.

Sie fragte, ob mir nicht wohl wäre?

Sie sehen ja, wie wohl ich mich befinde, gab ich ihr zur Antwort. Ich will allein seyn . . . doch lassen Sie mir Ida kommen. Du weißt, bester Adolf, wie sehr ich das vortreffliche Mädchen schätze. Ihr Gesang, ihr süßes Guitarrenspiel, hoffte ich, würde meine Seele umstimmen.

Ida erschien in ihrem himmelsblauen Gewande mit dem schwarzen Schleyer. Am Arm hielt sie mit gewöhnlicher Grazie ihr Instrument. Sie sah blaß. Ihre Augen schienen verweint. —

Ida, was ist dir? redete ich sie an, als sie zu mir ans Bette trat.

Meine fürstliche Freundin! erwiederte sie mit ihrer sanften Flötenstimme, die Frage könnte ich Ihnen zurückgeben, was ist Ihnen? gelacht haben Sie wohl nicht.

Das Herz ist mir gebrochen, Ida!

Auch mir, sagte sie mit einem tiefen Seufzer, und drängte eine Thräne zurück.

Seit wann, gutes Mädchen! faßte

ich das Wort auf, drängst du in Gegenwart deiner vertrauten Freundin deine Thränen zurück? Kannst du die Freundin bey der Prinzeß vergessen, oder: kannst du bey der Freundin noch an die Prinzessin denken?...

Vergebung! ach schwer, schwer liegt es da auf meinem Herzen. Mein armer Vater ist gestorben. Seit zweyen Stunden, meldet uns der Aditor von der Festung, wo er, wie du weißt, seit sechs jammervollen Jahren gefangen saß.

Er ist frey, rief ich aus, wer

auch frey wäre, wie er! warum klirren seine Ketten noch um mich! Arme Ida, sey froh! er ist seiner Gefangenschaft ledig.

Ich hätte ihm so gern die Freyheit beym Herzog noch bewirken mögen, aber es war umsonst . . . nun, es ist so auch gut.

Ida! in dieser Stimmung kannst du nicht spielen. Laß uns mit einander klagen. Auch wenn Ida mit mir weint, fließen leichter und harmonischer die Thränen.

Sie setzte sich zu mir aufs Bette, faßte theilnehmend meine Hand, und blickte mir thränenvoll in meine nassen Augen.

Was war das? fragte ich, als ein heller Strahl durch mein Zimmer fuhr, war das nicht ein Blitz? . . .

Ja Auguste! das Wetter, das den ganzen Tag schwer über der Stadt hing, ist nun losgebrochen, und wüthet fürchterlich. Hörst du den Donner rollen — den Regen herabrauschen?

Es war ein fürchterliches Wetter. Ein Blitz jagte den andern. Schrecklich rollte der Donner und der Wind heulte im fürchterlichen Einklange zu der kreischenden Tanzmelodie der getrillten Wetterfahnen. Wir kümmerten uns wenig um den Kampf der Elemente, weil wir die Verschiedenheit zwischen unsrer Seelenstimmung und der wilden Laune der Natur nicht entdecken konnten. Auch uns zerriß der Schmerz die Seelen, auch in uns tobte fürchterlich der Sturm unsers empörten Gefühls. —

Nach zehn Uhr, so gegen halb

elf Uhr, wards wieder ruhig. Der Mond trat aus den zerrissenen und entladenen Wolkensäcken hervor, und glänzte freundlichmild am blauen Aether.

Wir traten zusammen ans Fenster. Der frische Blumenduft erquickte uns.

Sieh, liebe Ida, sagte ich, der Sturm ist vorüber, und diese erschütternden Donner und Feuerströme haben nun die Luft gereinigt. So nützen Leiden auch, um unsre Seelen

zu veredeln, und wenn sie vorüber sind, lächelt Wonne uns am Ziele.

In süßem Anschauen stand Ida verloren. Sie fand mein Bild wahr, und so viel Tröstendes und Beruhigendes in die schönen Aussichten eines frohen Uebergangs, und daß alle Leiden nur vorübergehende Prüfungen wären, daß ich mir Glück wünschte, die Leidende auch nur einigermaßen wieder aufgerichtet zu haben.

Jetzt bat ich sie, mir ein Lied zu spielen.

Erlaß mir meine Pflicht nur diesesmal, geliebte Auguste! sagte sie matt und mit gebrochenen Augen. Unmöglich kann ich jetzt zu einem Tone nur die Zunge heben, wie Bley liegt in den schweren Armen mir der Schlaf, und elf Uhr ist auch längst vorüber. Ich weiß nicht, wie es kömmt . . . . ich bin so schlaff auf einmal und so müde, daß ich nicht einmal einen zusammenhängenden Gedanken mehr fassen kann . . . . . Besorge nur . . .

Hier entschlief sie sitzend auf dem Stuhle vor meinem Bette.

Ich beneidete das arme leidende Mädchen nicht um ihren Schlaf, denn ich fühlte, welche Wohlthat der Natur es für mein Herz seyn würde, wenn der Schlaf jetzt seinen Schmerz unterbräch. Ich ließ sie schlafen, betrachtete die liebe Scheintodte, machte mir so allerhand Betrachtungen, von denen ich nicht weiß, ob es bloßer Traum oder wirkliche Reflexionen waren, auch kann ich nicht gewiß bestimmen, ob meine Gedanken durch einen augenblicklichen Schlummer unterbrochen wurden, oder ob alles, was ich dir jetzt zu erzählen gehe, ein fortgesetzter Traum war.

Mich weckten die traurig = süßen Akkorde von Ida's Guitarre. Ich horchte, sah auf, sah sie spielen. Die Tischuhr schlug eben zwölfe, der Geister grauenvolle Stunde. Mir sträubte sich das Haar, als unsre tiefe Schloßuhr die schreckenvolle Stunde brummte. Sonst war das nie. Ich habe niemals Furcht gehabt vor Gespenstern, und seit uns Enslin die Täuschung so schön erklärt hat, nicht mehr daran geglaubt. Aber als mit der zwölften Stunde die Schlafende so mit einemmale erwachte, und einen traurigen Akkord in die schwermüthig rauschenden Saiten griff, ward

mir bange, und ich fragte etwas hastig, so wie die Angst bey vermehrten Pulsen die Worte schneller hervortreibt: was fällt dir ein? was willst du spielen um Mitternacht? —

Laß mich doch, erwiederte sie, und stand auf vom Stuhle. Das ist zum Spiel die vortheilhafteste Zeit. Die Menschen schlafen wie die Todten, und nur die Geister wachen. Als wäre der Tod in diese Mauern eingezogen, ruhen jetzt die Helden des Degens, der Feder und des Magens als wahre Taubstumme auf ihren Todtenbahren hingestreckt. Für sie

sind die Geisterstimmen nicht hörbar. Aber du wachst ja, drum laß mich dir jetzt immer eins singen. Hörst du? *)

Die breterne Kammer
der Todten erbebt,
wenn zwölfmal den Hammer
die Mitternacht hebt.

Rasch tanzen um Gräber
und morsches Gebein,
wir luftigen Schweber
den sausenden Rein.

---

*) Im Original stand ein anderes Lied.

Aus freundlichem Glanze
schaut Luna so klar.
Sey Harfner beym Tanze
gezottete Mahr.

Laß frey uns nach Laune
den Wehrwolf schalmeyn,
des Uhu's Posaune
krächzt schrecklich darein.

Was winseln die Hunde
beym schnarchenden Herrn?
sie wittern die Runde
der Geister von fern.

Die Raben entflattern
der wüsten Abtey,

und fliehn an den Gattern
des Kirchhofs vorbey.

Wir gaukeln, wir scherzen
hinab und empor,
gleich irrenden Kerzen
auf dunstigem Moor.

Es kümmert uns wenig,
was Regen und Wind,
was Amor, der König
der Menschen beginnt.

Wo Bachus die goldnen
Pokale kredenzt,
wo Zeres, die Holde
mit Aehren sich kränzt.

Wo Plutus die Künste
der Musen belohnt;
uns Nebelgespinste
durchdämmert der Mond.

Da liegen verächtlich
die Knochen zerstreut,
die täglich und nächtlich
uns weiland kasteyt.

Noch kennt an den Zähnen
ein jeder aufs Haar
den Schädel, der Thränen
und Angst ihm gebahr.

O Herz! dessen Zauber
zur Marter uns ward,

auch du bist in tauber,
Verdumpfung erstarrt.

Tief bargst du im Düstern
gemach unser Weh,
wir Glücklichen flüstern
dir fröhlich Ade!

Was ist das für ein sonderbares Lied? Ida! was fällt dir ein, in der Geisterstunde diese fürchterliche Tanzmelodie . . .

Verzeih! sprach Ida jetzt, doch mit ganz veränderter Stimme, so tief, so hohl, als hätte zwanzig Jahre sie im Grab gelegen, mir behagt

das Lied zu dieser Stunde, und dir dächt' ich müßt es auch behagen. Das Herz, die Quelle unsrer Leiden und Entzückungen, fühlt nirgends wahren Frieden, als wenn es nicht mehr schlägt. Du bist so unglücklich, gutes Mädchen, dein Herz sehnt sich nach Liebe, und auf Erden ach! wird seine Sehnsucht nicht erfüllt. Aber tröste dich. In drey Tagen, wenn die Mittagssonne auf dein Bett in diesem Zimmer scheint, scheint sie auf deine Leiche.

Ida! welche sonderbare Sprache? . . .

Du irrst, sagte die ihr völlig ähnliche Gestalt. Ich bin nicht Ida. Nur in ihrer Gestalt hab' ich dir das Lied gespielt. Sieh, Ida schläft so sanft, sie stirbt mit dir in einer Stunde.

Mit diesen Worten trat sie zur Seite, und mit Entsetzen sah ich Ida doppelt — — — die Schlafende, und ihre Darstellerin mit der Laute . . . .

Jesus! Heiland! rief ich aus — sind der Sängerinnen zweye? —

Stille doch. Jetzt darfst du sie nicht wecken. Geduld! bald kömmt die Stunde, die mich von der angenommenen Körperlast befreyt. Seyd zufrieden, arme leidende Herzen, in dreyen Tagen habt ihr ausgerungen.

Mensch oder Geist, wer bist du? rede, gieb Antwort, von wannen kömmst du, wo wohnst du?

Schnell verwandelte sich die Darstellerin meiner Ida in eine junge Nonne in Jakobiten-Tracht. Im grauen Kloster zu —g wohne ich seit dreyzehn Jahren — dort gaben mir

die Nonnen eine enge finstre Kammer; weder Sonne noch Mond scheint hinein; aber mir ist so räumlich, so bequem, daß ichs mir nicht räumlicher wünschen mag. Nur wenn der Sturm draußen weht, so manchmal — da treibt michs fort mit unaussprechlicher Gewalt aus meiner Kammer durch alle Lüfte, weit über Berg und Seen, da wandre ich durch manches Land und manche Stadt, und kehre Nachts bey guten Leuten ein, denen ich als Sängerin ihre Herzen beruhige. —

Sonderbar genug — just sind es

dreyzehn Jahre, als meine unglückliche Tante starb, und in Nonnentracht, auf ihr Begehren, in dieses Kloster begraben wurde . . .

Mit gellendem Ton, als hört' ich meine Tante, fiel die Nonne ein, die Gräfin von *—n? — Sey geduldig Auguste. In dreyen Tagen drückt dein Herz kein Kummer mehr. Doch lebe wohl — meine Stunde ist vorüber. Sie nahm ihre Guitarre und klimperte melancholische Töne, sang, indem sie feyerlich langsam zur Thüre hinaus schritt:

Bey Glockenklang
bey Todtensang
tönt wahrer Seelenfrieden.
Hier ists so bang,
doch währts nicht lang,
sind wir von hier geschieden.

So wie sich die letzten Töne mit der Gestalt verloren, schlug hell und deutlich meine Tischuhr Eins. Ida erwachte. Sie hatte fest geschlafen, und von allem, was indessen vorgefallen war, wußte sie kein Wort; doch erzählte sie, sie habe ihren Vater im Traume erblickt, der ihr gesagt hätte: Sonnabends früh sechs Uhr werde sie wieder bey ihm seyn.

... Es bedeutet meinen Tod, setzte sie hinzu. Gottlob! dann bin ich alles Kummers ledig ...

Adolf! Adolf! wenn die Prophezeihung der Nonne eintreffen — wenn ich dich nicht wiedersehen sollte — so lebe ewig wohl — leb glücklich... Es soll Anzeichen bey dir thun, wenn die Kunde der Nonne eintrifft....

XI.

Das blaue Zimmer.

Ich sprach lange mit dem Prinzen. Er wich mir aus, und doch war mir so unendlich viel daran gelegen, über seinen Seelenzustand bestimmtere Aufschlüsse zu haben. Der Liebschaft mit der Nonne erwähnte ich geflissentlich mit keiner Sylbe. Aber auf Philosophie, und vorzüglich auf

Stoizismus suchte ich die Unterhaltung zu lenken. Unempfänglich schien er dafür; denn das weiß ich, in diese Schule taugt er nicht. Bald kam die Rede auf seinen Antipoden, den Epikurismus. Hier war er zu Hause. Ich nahm das Tempo wahr, und brachte das Gespräch in Anregung zwischen Leontium und Epikur, das ich unter dem Kissen des Sofa gefunden hatte. Er ist selbst Autor. — Es schien ihn zu pikiren, daß ich es gelesen hatte. Ich ertheilte ihm den gebührenden Beyfall; doch konnte ich nicht umhin, ihm die, wie ich glaube so ziemlich richtige Bemerkung

zu machen, daß ein werdender Regent sich wohl eines andern Studiums befleißen könne, und daß Epikur auf dem Throne eben keine gute Figur mache.

Es schien ihn zu verdrießen; allein da unsre Verhältnisse zu innig, zu brüderlich sind, als daß er sich darüber hätte äußern können, und meine Gewalt über sein Herz, meine Beredtsamkeit, die nie ihre Wirkung verfehlte, mag wohl auch hier ihre Rechte auf sein Herz geltend gemacht haben.

Obgleich das höchste Gut des Menschen in jedem System kein anderes seyn kann, als der ungehinderte Genuß seiner Kräfte; so erfodert doch die Vernunft und Erfahrung, daß man zwischen diesen Kräften unterscheide. Es giebt deren einige, welche von aller Welt als höhere betrachtet, und als solche mehr geschätzt werden. Es giebt deren andere, welche niedriger sind. Die Kraft, welche diese Gesetze des Himmels entdeckt, oder zum Wohl ganzer Nationen und Welttheile wohlthätige Entwürfe macht, und jene, welche die Speisen verdaut, oder witzige

Einfälle hervorbringt, sind doch wahrlich Kräfte von sehr ungleicher Art, und der Mensch, welcher sich bloß seiner gesunden Verdauung freut, kann unmöglich den Geist eines Sokrates, Leibnitz', Newton, oder Friedrich II. in Betreff seiner Vollkommenheit an die Seite gestellt werden. Es fragt sich daher, welche Kräfte des Menschen verdienen bey einem Verlangen nach ungehindertem Genuß vor andern in Anschlag gebracht zu werden? die niedern oder die höhern?

Durch diese Frage gewinnt der Gegenstand der Untersuchung eine an-

dere und bestimmtere Gestalt. Es fragt sich nunmehr: besteht das höchste Gut des Menschen, der ungehinderte Genuß, in einem sinnlichen oder geistigen Genusse? oder, welches einerley ist: denkt der Mensch, um zu essen, oder ißt er, um zu denken? Welches von beiden ist Zweck? Hier muß die Antwort nothwendig verschieden ausfallen, nachdem man sich den Menschen entweder als ein bloß vorübergehendes, oder als ein perennirendes Wesen denkt.

Ist der Mensch kein fortdauerndes Wesen, so kann aller geistige Ge-

nuß nichts besseres und edleres seyn, als ein Mittel, um sein sinnliches Daseyn am sichersten und dauerhaftesten zu genießen, dieses Erdenleben, außer welchem es kein anderes giebt, ist sodann der einzige und höchste Zweck, und der Mensch denkt offenbar, um zu essen. Der Weiseste aller Menschen kann in dieser Voraussetzung nichts angelegner verlangen, als einen Körper zu pflegen, auf dessen Beschaffenheit und Dauer alles weitere beruht.

Was diesem ersten aller Zwecke entgegen ist, was unser physisches

Daseyn vernichtet oder erschwert, oder seine Auflösung einen Augenblick früher beschleunigt, ist wahrhaft schädlich und bös. Es kann nichts geben, was schädlicher wäre, und es scheint unbegreiflich, wie ein Mensch an seine Vernichtung glauben, und dieses ihm unschätzbare einzige Leben für Andere, und selbst für sein Vaterland dahin geben könne.

Morto io, morto il mondo, après
moi le deluge —

Oder wie sonst die Kraftsprachen der Menschen lauten, welche unverschämt

genug sind, sich allein zum Zwecke der Schöpfung zu machen. Dieses muß nothwendig der geheime Wunsch und Gedanke aller Menschen seyn, sobald ihr Daseyn in Gefahr geräth. Denn unter Büßenden auf dieser Erde verdient keiner so sehr an eine Kette gelegt zu werden, als ein Ungläubiger, welcher sein Leben wagt. Sobald dieses Leben das Einzige ist, so geht nichts über dieses Leben; und der Tod ist das größte aller Uebel. Alle Güter, welche dazu dienen, um unsre Dauer zu verlängern, oder das Leben angenehmer und erträglicher zu machen, sind sodann Güter, welche

um keinen Preis zu theuer erkauft werden. Dagegen sind Armuth, Krankheit, Schwäche und Verachtung wirkliche und sehr große Uebel; um diesen zu entgehen, muß jeder Mensch das Möglichste versuchen. Befriedige deine dringendsten Bedürfnisse, vergnüge alle deine Sinnen, und erspare dir, so viel möglich, jede unangenehme Empfindung. Dies alles mit dem glücklichsten Erfolg zu bewirken, ist die einzige wahre Weisheit des Lebens. Alles übrige ist Thorheit. Vernunft und Verstand sind allerdings Vorzüge und Güter des Menschen, aber sie sind uns ge-

geben, um zwischen gut und bös zu unterscheiden. Die Beziehungen der Dinge auf eine so empfindende Natur zu bemerken und selbst geltend zu machen, und uns der Umstände und Menschen so zu bedienen, daß letztere geneigt werden, unser Vergnügen zu befördern, oder die Werkzeuge unsrer Absichten zu seyn; um dessentwillen allein ist der Mensch ein vernünftiges Wesen, und eine vorstellende Kraft.

Dieses schließt zwar nicht nothwendig alle Mäßigung, Gerechtigkeit und Tugend aus, es giebt auch in

diesem Systeme mehr denn einen Grund, um ein ehrlicher und sogar ein wohlthätiger und gemeinnützіger Mann zu seyn. Denn alle Weisheit besteht, kraft dieses Systems, in der Kunst, lange Zeit zu genießen, und nur der vermag es lange zu genießen, welcher mäßig genießt.

Die Mäßigung seiner Begierden, und die Beschränkung der Leidenschaft ist folglich auch in dem System der Sterblichkeit eine unentbehrliche Tugend, und da, wo Mäßigung ist, da fehlt es nicht an einem Grunde, auf welchen das Gebäude einer vollstän-

digen Sittenlehre aufgeführt werden kann; aber alle diese Tugend und Moral ist bey genauerer Untersuchung nichts weiter, als eine verfeinerte, verlängerte Sinnlichkeit, eine durch die Begierde nach einem längern sinnlichen Genuß abgenöthigte Tugend. Die gröbere Sinnlichkeit fällt auf diese Art allerdings hinweg, aber das epikurische verfeinerte Sinnlichkeitssystem, welches Vernunft und Tugend in Mittel umschafft, und alles Denken den körperlichen Gefühlen unterordnet, diese Art von Sinnlichkeit bleibt eine unausbleibliche Folge.

Willkühr und Eigenmächtigkeit finden auch hier eine Beschränkung, und die Gerechtigkeit und Achtung für die Rechte Anderer müssen auch in diesem System als Tugenden betrachtet werden. Aber es sind nur Tugenden, deren der Schwächere bedarf, so lange er schwach ist. Für jeden andern, welcher ungestraft ungerecht seyn kann, giebt es keine Banden, welche kräftig genug wären, seine Willkühr zu beschränken.

Es giebt noch weniger einen Grund, warum der, welcher über alle Rücksichten und Hindernisse erhaben ist,

seine Willkühr ohne Noth aus eig-
nem Antriebe beschränken sollte. Alle Begriffe von Recht und Unrecht bleiben daher, diesem System zufolge, eitle, unbehülfliche Erfindungen der Schwächern. Sie sind die Folge einer freywilligen Entsagung und Convention, um auf diese Art die Gewalt eines Stärkern zu lähmen. Man enthält sich des Unrechts, um nicht entgegen Unrecht zu leiden, und alle Verpflichtungen zur Gerechtigkeit fällt augenblicklich hinweg, sobald der Grund die Frucht der Wiedervergeltung, hinwegfällt. Das Ideal aller Vollkommenheit ist daher in diesem System

derjenige Zustand, wo es dem Menschen möglich wird, ungestraft ungerecht zu seyn. Wer dies vermag, ist der glückselige und vollkommene Mensch.

Im System der epikureischen Sinnlichkeit kann sich allerdings unsre Vernunft auf einen sehr hohen Grad entwickeln, aber warum und wozu entwickelt sich dieser Geist? entweder um sich zu zerstreuen, und den Foltern der Langenweile zu entgehen, oder um reich, mächtig und geehrter zu werden, um folglich die Mittel zu einem ausgebreitetern sinnlichen Ge-

nuß auf diesem Wege herbeyzuschaffen. Man mag sich daher im System der Weltleute oder der feinern Sinnlichkeit drehen und wenden wie man will, man mag seine Sittlichkeit und Uneigennützigkeit noch so sehr rühmen, so führt doch das letzte Resultat auf eine Entdeckung, deren sich im Grunde jeder Mensch schämen würde, wenn die Sophisterey nicht mit ihren Beschönigungsgründen zu Hülfe käme. —

Und welches ist nun dieses große Resultat? — Hört es doch, ihr

Menschen! und seyd stolz auf euern Werth.

Alle Tugend, alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit, alles Bestreben nach Reichthum, Ehre und Macht; alle Thätigkeit der Menschen, alles was auf Erden Gutes, Großes und Gemeinnütziges geschieht,

For what can pow'r give more, then Food and drink,
To live ad ease, and not be bound to think?

Dryden.

Demungeachtet ist die Moral der ver-

feinerten Sinnlichkeit mit ihren hundert Abstufungen und Zweigen nicht allein das System der meisten Welt- und Geschäftsleute; es ist beynahe das System aller Menschen, sobald sie handeln.

Dies ist von den ausgebreitetsten und erstaunlichsten Folgen. Dies bestimmt erstens den Charakter und die Denkart einzelner Menschen; denn dieser ist verschieden, nachdem diese oder jene Triebfedern die herrschenden sind. Und er bestimmt zweytens den Geist und Charakter ganzer Nationen und Zeitalter, und ertheilt den

Schlüssel zur Erklärung von manchen sonderbaren Erscheinungen. Denn wie, kraft einer bestimmten Leidenschaft, jeder einzelne Mensch denkt oder handelt, so werden auch ganze Nationen und Generationen handeln, wenn die Majorität der gleichzeitigen Menschen von dieser Leidenschaft mehr, als von einer andern, belebt und ergriffen wird.

Diese Triebfedern bestimmen erstens den Charakter einzelner Menschen, ihre Denkart, ihre Art sich zu benehmen, ihren gesellschaftlichen Ton. Denn jede dieser Triebfedern hat ei-

nen eignen Gesichtspunkt, eine eigne Art, die Gegenstände zu betrachten, eigne Hindernisse und Mittel, eine eigne Schätzung und Classifikation der übrigen Güter. Was dem Habsüchtigen wichtig oder gut deucht, erscheint dem ehrgeizigen oder sinnlichen Menschen in einer entgegengesetzten Gestalt. Da folglich hier ganz andre Erfahrungen gemacht, und auf einen ganz andern Zweck bezogen werden, so können auch alle übrigen nicht anders, als auf eine ganz verschiedene Art gedacht werden. Hier können aber sehr gut zwey Menschen dieselbe Handlung zu thun scheinen,

ohne daß es in der That dieselbe Handlung sey. Da haben alle Tugenden und Laster nach Verschiedenheit der Gesichtspunkte einen verschiedenen Grund. Die Handlungen, nach gewissen Wirkungen zu urtheilen, können gut und gemeinnützig, und der Geist, welcher dieses Gute thut, kann von der schlechtesten Art seyn. Da, wo eine Leidenschaft den Ton angiebt, da sind Religion, Tugend und Wahrheit nichts weiter, als Mittel zu einem leidenschaftlichen Zwecke, und werden in sofern geschätzt, oder verlieren an unsrer Achtung, sobald sie diesen entgegen sind.

Aus dieser Quelle entstehen so- dann alle falschen oder Scheintugen- den, welche mehr schaden, als man- che offenbare Laster, weil sie weniger bemerkt und sogar nachgeahmt und bewundert werden. Dies ist es auch, was die Kirchenväter wollten, wenn sie die Tugenden der Heiden als so viele glänzende Laster verschrieen; die- ses ist die Lehre von der Falschheit der menschlichen Tugenden, welche in den Werken eines La Bruyere, La Rochefoucauld, Helvetius, Bellagar- de, Flechier und so vieler andern an- schaulich dargestellt wird.

Aus eben dieser Ursache hat jeder Mensch so viele dringende Veranlassungen, um mißtrauisch gegen seine Tugend zu seyn, und eben darum darf es niemand befremden, wenn unser Eifer für das Gute nie oder selten die ihm eigenen Früchte hervorbringt.

Die herrschenden Triebfedern bestimmen aber auch zweytens die Moralität, den Geist und Charakter einer Nation und eines Zeitalters. Sie bestimmen sogar den Grad der jedesmaligen Aufklärung, und sind die Vorläufer und Gründe des heranna-

henden Verfalles. Denn, da die Wirkungen von ihrer Ursache nicht getrennt werden können, so müssen auch die Wirkungen von jeder Leidenschaft allgemeiner werden, sobald sie selbst als die herrschende unter den Menschen erscheint.

Da nun die leidenschaftlichen Triebfedern von ungleicher Art sind, und einige derselben als edler, andre als unedler betrachtet werden müssen; da die Sinnlichkeit und Liebe zur Bequemlichkeit zu den niedrigsten, die Eitelkeit und Habsucht zu den unedlern, und die Herrschsucht nebst dem

Ehrgeiz zu den edlern und höhern Passionen gehören; so kann es auch auf keine Art gleichgültig seyn, welche dieser Leidenschaften in einem gegebenen Zeitalter unter den Menschen die Oberhand erhalten haben.

Dies giebt einen ungleich zuverlässigern Maaßstab von dem Verfall oder der Aufnahme einer Nation oder eines Jahrhundert, als die wissenschaftliche Kultur.

Dieser Voraussetzung zufolge verfällt ein Zeitalter, in welchem sich bey dem größern Theil der Menschen die

Triebfedern seiner Handlungen verschlimmern, und die Gesichtspunkte verengen. Der Verfall der wissenschaftlichen Kultur ist dann eine spätere, sehr natürliche Folge. Ein Zeitalter wird daher blühend und eine Nation in ihrem Flor und Aufnahme seyn, so lange die Unterscheidungen ihren Werth nicht verlieren, so lang es einem vernünftigen Ehrgeiz nicht an Nahrung und Ermunterung gebricht. Dies werden die Zeiten großer Thaten und außerordentlicher Menschen seyn.

Es wird zwar in solchen Zeiten

nicht an Stolz und Eigenliebe fehlen; aber in den Gedanken und Entwürfen des Ehrgeizigen, so lange der Ehrgeiz nicht in Eitelkeit ausartet, wird immer etwas Großes und Gemeinnütziges seyn, welches Achtung verdient, und man vermag nicht nach wahrer Ehre zu streben, ohne vorzügliche Talente und große Eigenschaften zu besitzen. Der, welcher im ächten Sinne ehrgeizig ist, muß seiner Leidenschaft manches Opfer bringen, manche niedrige Begierde schlachten. Der Geschmack an sinnlicher Lust würde, wenn er die Herrscherrolle in seiner Seele übernähm, ein

Hinderniß seiner Absichten werden. Die Freuden der Sinne können daher nie der Zweck seyn, welchen ein Geist, der im gesegneten Andenken der Menschen zu leben gedenkt, sich zum nächsten Ziel seiner Wünsche und Begierden macht.

Im Gegentheile, sobald der Gesichts-Punkt sich verändert, sobald jeder nur für sich denkt, der Gemeingeist sich vermindert, wenn jeder, gleichgültig gegen das Allgemeine, Schätze häuft und sich in der Sinnlichkeit verliert, wenn die Begierde, die sinnlichen Freuden des

Lebens zu genießen, sich aller Stände bemächtigt, wenn die Eitelkeit den Ton angiebt und jeder nur scheinen, glänzen, sich durch Titel, Rang, durch die äußerliche Pracht, Kleider und Equipage und andere Nichtswürdigkeiten unterscheiden will, dann verfällt ein solches Zeitalter, und der Verfall eilt mit Riesenschritten herbey, sobald Wuchergeist und Habsucht ihren gesammelten Vorrath verzehren, und sich in der Schwelgerey und Sinnlichkeit verlieren. Dies ist der Fall, sobald sich die Reichthümer vermehren, und die Begierde zu erwerben und Schätze zu häufen sich

des größern Theils der Menschen bemächtigt. Tugend und Ehre sind in solchen Zeiten nichts weiter als leere Namen, und jeder, welcher sich damit noch fernerhin befassen wollte, kann nicht anders als lächerlich erscheinen. Alle Würden und Ehrenstellen werden in solchen Zeiten nur insofern gesucht, als sie den Genuß erleichtern und vermehren. Der sinnliche Genuß wird von nun an das letzte Ziel aller Thätigkeit; alles, was unternommen werden soll, wird nach dem Ertrag und Geldeswerth berechnet.

Ganz andre Wirkungen erscheinen im Gegentheil, wenn die Begierde nach einem höhern Grade von Einfluß und Macht sich der Menschen bemächtigt, ergreift dieser Wunsch alle Stände, so ist nicht allein der Verfall, sondern die Anarchie und der Umsturz aller bestehenden Ordnung, das was zunächst bevorsteht. Sind aber deren, welche nach einer ausgedehntern Gewalt streben, nur einige, sind es die, in deren Händen sich schon ein Theil der öffentlichen Gewalt befindet — die Geistlichkeit oder der Adel, die Großen eines Reichs, oder das Haus der

Gemeinen — so entsteht daraus ein Machtwechsel oder Veränderung in der Verfassung, welche dahin abzwecken kann, das Willkührliche in der Staatsverwaltung zu beschränken.

Dieses alles sollte hinlänglich beweisen, daß es auf keine Art gleichgültig sey, welche Triebfedern in jedem Zeitalter die allgemeinherrschenden sind.

Nichts verdient daher so sehr die Aufmerksamkeit einer wachsamen und vernünftigen Regierung, als die jedesmalige Stimmung der Zeitgenos-

sen, als zu wissen, wohin eigentlich der Strom der Zeiten treibt. Diese Einsicht wird zwar nicht immer den Uebergang verhindern, aber sie wird ihn zuverlässig da, wo er nicht verhindert werden kann, erleichtern und unschädlicher machen.

Daß aber manche Regierungen diese Kenntniß größtentheils vernachlässigen, erscheint theils aus den Folgen und Wirkungen, welche erscheinen, theils aus den Mitteln, deren man sich bedienen will, um gewissen Uebeln zu steuern. Es erscheint noch deutlicher daraus, daß man dann erst

an die Vorkehrungen denkt, wo man sich die Gegenwart des Uebels nicht weiter verbergen kann, wo folglich alle Anstalten zu spät kommen.

Ich nenne die Regierung weise, welche den Gang der Dinge zum voraus bestimmen kann, auf ein Jahrhundert voraus, und weiter, als ihre Untergebenen sieht, die Ursachen kennt, das Große in dem Kleinen entdecken kann, und sich auf die Zeichen versteht.

Wie vermag eine Regierung andere zu retten, deren Dauer selbst be-

droht wird? Wie kann in Zeiten, wo das Verderben allgemein ist, eine Regierung sich schmeicheln, daß sie allein der unergriffene Theil sey? Durch welche Reskripte, durch welche Menschen will sie dem Verderben steuern, wenn die, derer Mitwirkung sie sich bedienen will, bey dem allgemeinen Verderben zu gewinnen glauben? Durch welche Vorstellungen will sie auf solche Menschen wirken, wenn alles, was ehedem heilig und ehrwürdig war, was über ein niedrigeres Interesse den Geist erheben kann, ihren Untergebenen als thörigt und lächerlich erscheint? In solchen Zei-

ten entsteht zwar bey dem vernünftigern Theile der Menschen das Bedürfniß nach höhern Grundsätzen; man erkennt ihren Werth, und glaubt einzusehn, daß auf diesem Wege geholfen werden könnte; aber es hält schwer, und kann noch weniger mit einemmale geschehen, daß ihr zu tief gesunkenes Ansehen und Einfluß wieder hergestellt werde.

Es bleibt daher nichts übrig, als die Folgen seiner frühern Fahrlässigkeit zu erdulden, geduldig abzuwarten, was erfolgen werde, und für die Zukunft vorsichtiger zu werden. Denn

das unzuverlässigste aller Mittel würde der Zwang seyn, welcher nie die Gesinnungen veredelt, und zu allen Zeiten nichts weiter als Heuchler hervorgebracht hat.

XII.

Fortsetzung.

Und es giebt mehr denn einen Menschen, welcher nach stoischen Grundsätzen, oder auch nach den Grundsätzen der christlichen Moral, auf das vollkommenste zu handeln glaubt, und bey genauer Untersuchung nicht das Schlimmste seyn würde, wenn er als ein ächter epikurei-

scher Weltweiser handelte und dächte. Daß selbst die Religion und auch exaltirte philosophische Systeme gegen diese Ansteckung der Sinnlichkeit nicht verwahren, ist eine alltägliche, durch die Geschichte der verschiedenen Kirchen, und das Beyspiel so vieler Großen und Mächtigen bestätigte Erfahrung.

Das verfeinerte Sinnlichkeitssystem ist das System der meisten Menschen.

Denn, da jede unserer Handlungen als ein Mittel betrachtet werden muß, um einen bestimmten Zweck zu

erreichen; da jeder Zweck eigene Mittel hat, und eben diese Mittel den Zweck verrathen; da es jedem Menschen in seiner Lage nothwendig wird, einen entsprechenden Grad von Ehre, Einfluß und Vermögen zu erwerben, und bey diesem Erwerb nur sehr wenige Menschen die erfoderlichen Schranken nicht überschreiten: — so können sie ohne Gefahr eines Irrthums behaupten, daß jeder Mensch, aus dessen Handlungen ein übermäßiger Hang zur Sinnlichkeit, Eitelkeit, Macht und Habsucht hervorleuchtet, in dem Augenblicke, wo er sich nach ähnlichen Gütern, mehr als er sollte,

bestrebt, durch seine Thaten entweder die Zukunft und längere Fortdauer läugne, oder in Betreff dieses Gegenstandes mit sich selbst nicht einig sey. Wir können zuverlässig annehmen, daß ein solcher Mensch das Beste nicht aus den besten Absichten unternehme, daß folglich seine Moralität auf sehr wandelbaren Gründen beruhe. —

(Ende des ersten Theils.)

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlabrendorf, Gustav von, 1750-1824 / Schlabrendorf, Gustav <<von>>, /
Reichardt, Johann Friedrich,

Der Krokodill oder: die letzten Schicksale der Menschen und Staaten Eine prophetisch-romantische Vision

Bd.: 1

London (1806)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1243
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251933-8